

PREUSSEN KURIER

HEIMATNACHRICHTEN FÜR OST- UND WESTPREUSSEN IN
BAYERN

Ausgabe 1 / 2020 – 11. Jahrgang



*Links: Marienburg / rechts: Königsberger Dom – die Landesgruppe Bayern steht für die
Zusammengehörigkeit Ost- und Westpreußens! (Fotos: Jörn Pekrul)*

Liebe Landsleute, liebe Leser,

man mag es kaum glauben, aber seit dem Erscheinen des ersten PREUSSEN-KURIER sind zehn Jahre vergangen! Daher sollen die Ausgaben dieses Jahres sich auch äußerlich ein bißchen abheben. Daher auch das „doppelte“ Titelbild, mit dem wir zeigen wollen, daß wir uns Ost- wie Westpreussen gleichermaßen verbunden und verpflichtet fühlen!

Für diese Ausgabe haben wir ein sehr liebenswürdiges Grußwort des gebürtigen Königsbergers und früheren hessischen Landesministers **Dr. Christean Wagner** erhalten. **Thomas W. Wyrwoll** hat uns wieder einen Satz Nachrichten aus der Heimat übermittelt, **Uwe Hahnkamp** berichtet über die würdige Bestattung von zwei Dutzend zivilen Kriegstoten im Kreis Osterode, das historische Verhältnis zwischen Deutschen und Polen hat **Helmut Roewer** in einer Serie, die in diesem Heft beginnt, analysiert, und **Jörn Pekrul** beschreibt in Wort und Bild eine Fahrt von Königsberg nach Danzig. In der Reihe „Deutsche in der Heimat“ stellen wir dieses Mal **Dora Mross** vor, die sich am Frischen Haff u.a. mit der Skuddenzucht beschäftigt, und zwei Buchbesprechungen geben Empfehlungen für die Sommerlektüre. Außerdem erlauben wir uns auch einen kurzen Rückblick – schließlich geht unsere kleine Zeitschrift schon ins elfte Jahr ihres Bestehens!

Ihr Christoph M. Stabe, Landesvorsitzender

Rainer Claaßen, stellvertretender Landesvorsitzender

Brücken zwischen Gestern und Heute

Grußwort von Minister a. D. Dr. Christean Wagner



Dr. Christean Wagner

**Liebe Landsleute,
verehrte Leserinnen und Leser,**

welch' Verlust für mich, daß mir sozusagen im Jubiläumsjahr, im 10. Jahr seines Erscheinens der PREUSSEN-KURIER erst in die Hände fiel. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß noch im Jahre 2020, 75 Jahre nach Kriegsende und Vertreibung eine Landesgruppe der LOW personell und organisatorisch in der Lage ist, solch eine anspruchsvolle, heimatorientierte Publikation herauszugeben.

Es ist ein Vergnügen, den PREUSSEN-KURIER mit seinen beeindruckenden Bildern und Texten zu betrachten und zu lesen. Er baut Brücken zwischen dem Gestern und Heute, aber auch zwischen den deutschen Heimatvertriebenen und den jetzigen Bewohnern in Ost- und Westpreußen. Auch deshalb ist er ein wichtiger Baustein der Völkerverständigung mit unseren östlichen Nachbarn.

Der damalige Verlust der deutschen Ostprovinzen geht uns alle an. Als Folge des verbrecherischen Krieges der Nazis haben alle ein Stück Deutschland verloren, nicht nur die besonders betroffenen Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesien. Umso wichtiger ist es, das kulturelle Erbe der ostdeutschen Provinzen als Teil des ganzen deutschen Kulturgutes zu begreifen und zu bewahren. Diese Forderung ist wichtiger denn je, weil häufig heutzutage die Rede ist von der „Kulturnation Deutschland“. Gedankenlos oder absichtsvoll wird die deutsche Kultur begrenzt auf das heutige Staatsgebiet der Bundesrepublik Deutschland. Als Folge werden die Kultur und Kulturgeschichte u.a. der ehemaligen deutschen Ostgebiete dem Vergessen anheimgegeben oder unter „osteuropäischer Kultur“ behandelt.

Bereits im Bundesvertriebenengesetz von 1953 wird im Paragraphen 6 definiert, daß sich die deutsche Volkszugehörigkeit u.a. durch das Merkmal Kultur bestätigen läßt. Nimmt man einmal den Blickpunkt der Heimatvertriebenen und Spätaussiedler ein, so stellt sich das Bild wie folgt dar: Immaterielles Kulturerbe wie Brauchtum, Traditionen und Werte, die zusammen mit den bitteren Vertreibungserfahrungen das „unsichtbare Fluchtgepäck“ bildeten, wurden mitgebracht und in der neuen Heimat weitergelebt.

Es reicht nicht, als größten deutschen Philosophen Immanuel Kant benennen zu können. Es muß zum allgemeinen Standardwissen gehören, wo er gelebt und gewirkt hat: **in Königsberg in Ostpreußen.**

Wahrhaftigkeit in der Geschichtsschreibung sollte einhergehen mit einem unverkrampften Bekenntnis zur deutschen Kulturnation und mit ihm zur Kultur und dem Kulturerbe der deutschen Heimatvertriebenen. Dies hat mit Chauvinismus nichts, mit Verantwortung für deutsche Kultur in Vergangenheit und Zukunft alles zu tun.

Bleiben Sie gesund in dieser Zeit!

***Herzlichst Ihr
Christean Wagner***

Hier spricht der Chef



LOW-Landesvorsitzender Christoph Martin Stabe

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Landsleute,

„eigentlich“ wollte ich Ihnen an dieser Stelle von den ersten Monaten meiner Amtszeit als neuer Landesvorsitzender unserer Landesgruppe Bayern der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen berichten. Während ich diese Zeilen schreibe, hat sich auch in unserem Lande die allgemeine Situation durch die Corona-Pandemie massiv verschärft. Wir alle befinden uns gerade in einer sehr herausfordernden Zeit – oder wie man sie auch immer benennen soll. Vor einigen Wochen hätte sich wohl kaum jemand wirklich vorstellen können, dass wir aktuell so große Bewegungseinschränkungen, Verbote und Schutzmaßnahmen haben würden, dass soviel Unsicherheiten und Ängste da sind.

Wir versuchen ein wenig Normalität aufrecht zu erhalten und möchten Ihnen daher unbedingt pünktlich und weiterhin zuverlässig unseren PREUSSEN-KURIER zukommen lassen.

Daher sei unserem „Chefredakteur“ und allen anderen Autoren, Bilderlieferanten, den hilfreichen Unterstützern und den Druckverantwortlichen recht herzlich gedankt. Ohne Sie alle könnte diese Ausgabe, die Sie nun in den Händen halten oder als Anhang am Bildschirm lesen, nicht erscheinen!

Dennoch möchte ich Ihnen exemplarisch von einer sehr interessanten Begegnung und Reise unserer Landesgruppe, am Rande des letztjährigen Jugendadventsseminars berichten. Ein sehr feierlicher, würdig gestalteter und anrührender

Tag war die Umbettung der 24 zivilen Kriegstoten am Sonnabend vor dem 1. Advent in **Langgut** im ostpreußischen Oberland (Sie lesen darüber auch in dieser Ausgabe ab Seite 10). Auf Einladung der Evangelischen Kirche von Osterode und der Stiftung Turnitzmühle Heritage Foundation wohnten Mitglieder unseres Landesvorstandes an diesem sonnig-kalten Vormittag der Beerdigung dieser unschuldigen Zivilisten, ermordet im Frühjahr 1945, bei. Dabei war es für uns eine wahrhaft große Ehre, daß wir neben der katholischen und evangelischen Kirche, der polnischen Stiftung Turnitzmühle und der örtlichen Feuerwehr gebeten wurden, einen der vier schlichten Särge mitzutragen.

Das war gelebte Völkerverständigung, gemeinsam mit kirchlichen und weltlichen Vertretern der Republik Polen als Nachkommen der früheren deutschen Bewohner Ostpreußens mit unserer Landsmannschaft anwesend sein zu dürfen. Diese 24 deutschen und polnischen Opfer können nun endlich würdig in der Heimerde ihre letzte Ruhe finden. Ich empfand und empfinde tiefe Dankbarkeit und auch große Hoffnung, gerade im Hinblick auf die aktuelle Ausnahmesituation, wenn ich an diesen gemeinsam verbrachten Tag der Erinnerung und Mahnung im letzten November in Ostpreußen denke.

Erwähnens- und sehr empfehlenswert ist auch der Besuch der neuen Sonderausstellung im Kulturzentrum Ostpreußen im mittelfränkischen Ellingen, einer der letzten offiziellen Termine, an dem es einigen Vorstandskollegen und mir möglich war dabeizusein. Auch wenn das Museum (Stand Mitte März 2020) leider aufgrund der Bestimmungen geschlossen ist, lohnt sich ein Besuch dieser phantastischen und sehenswerten Ausstellung in hoffentlich wieder bald „normaleren“ Zeiten allemal!

Vieles ist noch vollkommen unklar und nicht absehbar, wie es weitergehen wird und wie lange alle Maßnahmen der Bundes- und Landesregierung bestehen bleiben müssen, unsere Freude und unser Interesse an der alten Heimat sollten und werden wir uns nicht nehmen lassen. Jetzt haben wir vielleicht vermehrt die Möglichkeit, telefonische Kontakte wiederzubeleben und bestehende zu pflegen. Wir alle können uns alte und neue Photos, Bücher, Filme und DVDs über die alte Heimat ansehen, damit „virtuell auf Reisen gehen“ und sie zumindest dadurch in unseren Gedanken und Herzen präsent und am Leben erhalten.

Auch unter den derzeitigen Bedingungen ist der Vorstand unserer Landesgruppe für Sie auf vielfältigen Wegen erreichbar, bitte nutzen Sie die Möglichkeiten und machen Sie gerne Gebrauch davon. Wir sind wie gewohnt für Sie da. Bleiben

Sie gesund und lassen Sie uns alle gemeinsam aufeinander acht geben!

Herzlichst Ihr Christoph Stabe

Wichtig: Ausfall von Veranstaltungen

Liebe Landsleute, liebe Leser,

wie Sie wissen, mußten aufgrund der pandemiebedingten Einschränkungen des öffentlichen Lebens seit Wochen reihenweise Veranstaltungen unserer Gruppen abgesagt werden.

An dieser Stelle sollte eigentlich auf den Preußenabend am 20. Juni im Haus des Deutschen Ostens in München mit der bekannten französischen Mezzosopranistin Isabelle Kusari hingewiesen werden.

Da aber im Augenblick eine verbindliche Planung nicht möglich ist, bitten wir Sie, sich telefonisch oder per E-Post zeitnah beim HDO zu erkundigen, ob die Veranstaltung ggf. stattfinden kann.

Nachstehend die Kontaktdaten:

Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München

Telefon: 089/ 44 99 93-0 / Fax: 089/ 44 99 93-150

E-Mail: [poststelle\(@\)hdo.bayern.de](mailto:poststelle(@)hdo.bayern.de)

Die Landeskulturtagung der LOW-Bayern, die am 25. April in Ellingen stattfinden sollte, fällt leider aus; ob es im Juli einen Ersatztermin geben wird, ist noch völlig offen!

Bitte wenden Sie sich ggf. an das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen (Kontakt siehe Hefrückseite) oder an ein Mitglied des Landesvorstandes!

Wir hoffen, bald „Entwarnung“ geben zu können! Bleiben Sie bis dahin gesund – das wünscht Ihnen von ganzem Herzen

Ihr Landesvorstand

MACHEN SIE SICH EIN BILD VON UNS

IHR MEDIENPARTNER FÜR INDIVIDUELLE GESTALTUNG

Das gesamte Team von kraus print u. media gratuliert recht herzlich
zum 10-jährigen Jubiläum des Magazins
„PREUSSEN-KURIER“.

Wir bedanken uns für eine tolle Zusammenarbeit,
insbesondere bei Hr. Rainer Claaßen
für das Vertrauen und wünschen weiterhin viel Erfolg.

... bleiben Sie gesund.

kraus print u. media GmbH & Co. KG · Am Angertor 11 · 97618 Wülfershausen

Tel. 09762 - 930 05-0 · Fax 09762-93005-29

info@kraus-print-media.de · www.kraus-print-media.de

Fritz
Junge Zeitschrift für Ostpreußen

PREUSSEN-KURIER
HEIMATNACHRICHTEN FÜR OST- UND WESTPREUSSEN IN
BAYERN

**kraus
printu.
media**
GmbH & Co. KG

Die etwas andere Ausstellungseröffnung

Ellingen (Bay). Aus Tilsit stammt Wilhelm Voigt – die Ausstellung zeigt in wunderbar gestalteten Tafeln und Ausstellungsstücken Ausschnitte seines Lebens. Das kriminelle Leben eines Schuhmachers. Wer jetzt immer noch nicht weiß von wem die Rede ist: Er war „Der Hauptmann von Köpenick“.



Friedrich W. Böld (links) und Christoph M. Stabe (rechts) mit Jürgen Hilbrecht alias Wilhelm Voigt

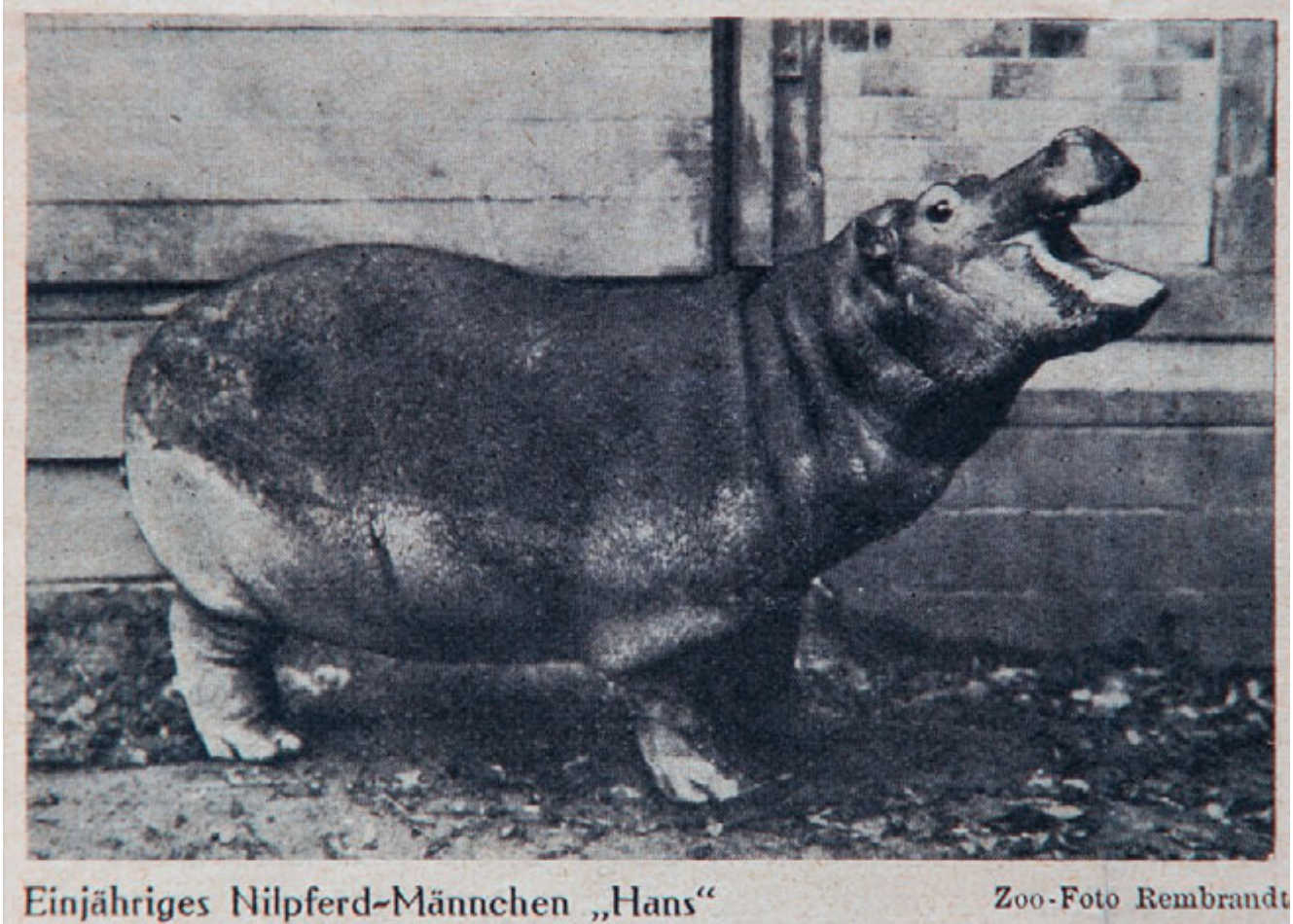
Zur Eröffnung der Ausstellung nahm er den Weg von Köpenick nach Ellingen auf sich, um uns aus der Romantik der Filmversionen – die in einem kleinen Kino gezeigt werden – in die Lebensverhältnisse und das Denken im 19. Jahrhundert zu führen.

Wer nicht dabei war, hat etwas verpasst!

(Text u. Foto: Pia-Lingner-Böld)

Erfolg für Königsberger Zoo

Königsberg (Pr). Der Königsberger Tiergarten wurde nach 20-jährigem Status als „Kandidat“ jetzt als „Vorläufiges Mitglied“ in den europäischen Zooverband EAZA aufgenommen. Wenn es dem traditionsreichen Zoo am Pregel nun noch gelingt, in den nächsten zwei Jahren die von einer Kommission der Vereinigung im August während einer mehrtägigen Inspektion festgestellten Restmängel gegenüber den anspruchsvollen EAZA-Kriterien abzustellen, kann das Aushängeschild der Stadt als dritte russländische Einrichtung dauerhaftes Mitglied des weltweit größten Zusammenschlusses von Zoos und Aquarien werden – neben den beiden Metropolenzoo von Moskau und Kasan.



Dieser beachtliche Erfolg verdankt sich dem engagierten Wirken von Zoodirektorin Swetlana Sokolowa und ihren Mitarbeitern sowie einer engen Zusammenarbeit mit bundesdeutschen Zoos. Die Erben des 1896 gegründeten Königsberger Tiergartens stellen völlig unabhängig von diesen Kontakten seit jeher das deutsche Erbe ihres Hauses schon aus Respekt gegenüber ihren Vorgängern heraus und machen diese Tradition auch den Besuchern bewusst – selbst das Emblem des Zoos wurde in Erinnerung an das einzige den Krieg überlebende und auch danach weiterhin unter seinem deutschen Namen geführte Nilpferd „Hans“ geschaffen. Die EAZA hatte sich mit der Wende auf deutsche Initiative hin für Zoos aus dem Osten Europas geöffnet und steht auch gegenwärtig unter deutscher Leitung, was die überfällige Aufnahmeentscheidung zusätzlich begünstigt haben dürfte. *Th. W. Wyrwoll*

Alkoholkonsum rückläufig

Königsberg (Pr). In den letzten acht Jahren ist der Alkoholkonsum der Königsberger Bevölkerung drastisch zurückgegangen: Statt 48 Litern werden pro Erwachsenen und Jahr nurmehr 27 Liter reinen Alkohols konsumiert. Russisch-Ostpreußen liegt damit zur Zeit knapp einen halben Liter über dem russländischen Landesdurchschnitt. Dies sagt zumindest die offizielle Statistik, welche den landesweit hohen und dabei weiter zunehmenden Konsum „privat“ bzw. illegal hergestellter Alkoholika naturgemäß nicht erfasst. Laut aktuellen Angaben der Königsberger Stadtverwaltung beträgt die mittlere Lebenserwartung in der Gebietshauptstadt mit 72 Jahren ein Jahr weniger als im staatlichen Durchschnitt.

Thomas W. Wyrwoll

Von Petersburg nach Königsberg

Moskau / Königsberg Pr). Das deutsch-russische Diskussionsforum Petersburger Dialog wird im Jahr 2020 in Königsberg stattfinden. Dies bestätigte der sauerländische SPD-Bundestagsabgeordnete, Dialog-Mitorganisator und Beauftragte der Bundesregierung für die Zusammenarbeit mit Russland, Dirk Wiese, gegenüber der Moskauer Zeitung „Iswestija“. Das Interesse der Bundesbürger am Königsberger Gebiet sei durch die Ausrichtung der Fußballweltmeisterschaft 2018 sowie die jüngste Einführung des Elektronischen Visums spürbar gewachsen und werde sich angesichts des bevorstehenden 300. Geburtstags Immanuel Kants nochmals deutlich erhöhen, ließ der Westfale seine russischen Gesprächspartner wissen. Man möchte ergänzen, dass eine Verstärkung des zwischenmenschlichen Austausches ohne Frage gerade im natürlichen deutsch-russischen Brückenland Ostpreußen für beide Völker zu wünschen wäre.

Thomas W. Wyrwoll

Kant-Kongress in der Heimat

Königsberg (Pr). Eigentlich sollte dies eine Selbstverständlichkeit sein, aber erst jetzt wurde es offiziell beschlossen: Im 300. Geburtsjahr Immanuel Kants 2024 findet der Internationale Kant-Kongress – inzwischen als XIV. in Folge – in der Geburtsstadt des großen Königsberger Philosophen statt. Als Veranstalter wurde die nach dem gerade auch von Russen verehrten ostpreußischen Denker benannte örtliche Immanuel-Kant-Universität ausgewählt. Deren Antrag auf Ausrichtung des Kongresses war vor allem von der deutschen Kant-Gesellschaft nachdrücklich unterstützt worden.

Thomas W. Wyrwoll

Elektrisch nach Memel

Kosteneinsparungen und Erhöhung des Warentransports geplant

Memel. Die Litauische Eisenbahn hat einen Vertrag über die lange erwartete Elektrifizierung der Bahnstrecke zwischen Memel und Wilna abgeschlossen. Vertragsnehmer sind die spanischen Unternehmen *Elecnor* und *Instalaciones Inabensa*, die mit gut 363 Millionen Euro den Zuschlag erhalten haben. Dieser Preis liegt etwa ein Fünftel unter den Baukosten für vergleichbare Projekte in den übrigen EU-Staaten während der letzten Jahre, was angesichts der geringeren örtlichen Preise leicht zu erreichen gewesen sein dürfte. Bis Ende 2023 sollen die Arbeiten abgeschlossen werden und ab dann jährlich zu einer Einsparung von 46.000 Tonnen Diesel führen. Die Bahn rechnet mit Kostensenkungen durch geringere Energie- und Wartungskosten von über einer halben Milliarde Euro während einer in ihren offiziellen Verlautbarungen merkwürdigerweise nicht näher bezifferten „Nutzungsdauer“. Zudem sollen in der gleichen Zeit durch die Verringerung der Umweltbelastung und die dadurch sinkenden Krankheitskosten über 700 Millionen Euro eingespart werden. Wie der slawo-litauische Transportminister Jaroslav Narkevič mitteilte, will die Regierung zudem den Warentransport auf der Strecke erheblich steigern: Letztlich sollen Güter 70 % der Gesamtauslastung ausmachen.

Hintergrund für diese Erweiterungspläne ist der Wunsch Litauens nach einer möglichst umfangreichen Beteiligung am Projekt der „Neuen Seidenstraße“, mit der Waren zwischen Mitteleuropa und China sowie den unter chinesischer Federführung errichteten neuen Fabrikationsanlagen in Weißruthenien über den Hafen von Memel transportiert werden sollen.

Thomas W. Wyrwoll

Bundesmarine in Memel

Memel. Mit U-31 hat erstmals seit 18 Jahren ein bundesdeutsches U-Boot den Seehafen von Memel angelaufen. Gemeinsam mit den Matrosen des Flottendienstbootes Oste absolvierte seine Besatzung einen Freundschaftsbesuch. Die litauische Regierung stellte die Visite als wichtigen Beitrag zur Abwehr einer zur Zeit freilich nur imaginierten russischen Bedrohung des baltischen Staates dar.

Thomas W. Wyrwoll

Futsal-WM in Memel

Neuer Trendsport kommt nach Litauisch-Ostpreußen

Genf/Wilna/Memel. Im Jahr 2020 findet die FIFA-Futsal-Weltmeisterschaft in Litauen und dabei zu einem erheblichen Teil im nordostpreußischen Memel statt. Futsal ist eine inzwischen international etablierte dynamische Variante des Hallenfußballs, deren Ursprünge in Südamerika liegen. Sie wird als einzige Form dieser zweiten Gruppe der Fußballspiele von der FIFA anerkannt. Die Regeln sehen Kleinstgruppen von nur fünf Spielern pro Mannschaft, einen Verzicht auf Bandenabpralle und nur sehr kurze Torwart-Ball-Kontakte vor.

Inzwischen hat die attraktive Sportart gerade im südlichen und östlichen Europa zahlreiche Anhänger gefunden, wobei etwa die russische Nationalmannschaft als Zweiter der letzten FIFA-Weltmeisterschaft von 2016 und vielfacher Gewinner der konkurrierenden UEFS-Weltmeisterschaft reüssierte. Es nimmt daher nicht wunder, dass auch der dem Memelland benachbarte Mittelteil Ostpreußens bereits als Ausrichter internationaler Futsal-Tourniere glänzen konnte – so waren etwa **Königsberg** und **Gumbinnen** 2010 Austragungsorte der 9. UEFS-Herren-Weltmeisterschaft.



Neben Russland verfügen in Europa unter anderem Spanien, Portugal, Italien, Weißruthenien, die Ukraine, die Tschechei und Lettland über international höchst erfolgreiche Mannschaften.

Foto links: Futsal-Spiel Iran-Weißruthenien

(Foto: Asghar Chamseh, Nachrichtenagentur MEHR)

Deutschland absolvierte sein erstes Länderspiel erst im Oktober 2016, stilvoll mit einem Sieg gegen England, und bemüht sich ansonsten noch um Anschluss. Die UEFS erkennt erfreulicherweise Abchasien, Süd-Ossetien, das Baskenland und Katalonien als eigenständige Länder an, ohne dass dies zu einem westlichen Boykott geführt hätte: Bisweilen scheint echter Fußball eben doch noch das Denken zu befreien. Ob sich die bislang infolge ihrer biologischen Prägung – der baltische Hauptkonstitutionstyp ist hierfür prädestiniert – ausgesprochen basketballvernarnten Litauer zum ihnen zur Zeit noch fremden neuen Trendsport bekehren und darin dann mit ihren Nachbarn messen lassen werden, dürfte sich ab dem Herbst erweisen: Mit der am 12. September 2020 beginnenden und dann bis Anfang Oktober dauernden Weltmeisterschaft holt Litauen das Turnier nicht nur nach über 20 Jahren wieder zurück auf den europäischen Kontinent, sondern trägt auch zum ersten Mal überhaupt selber ein FIFA-Turnier aus, was das als Ausrichter automatisch gesetzte Land eigentlich beflügeln sollte.

Mit sieben der 24 teilnehmenden Mannschaften stammt deren größte Gruppe diesmal ebenfalls aus Europa, wobei die UEFA-Endauswahl im April stattfindet. Austragungsstätten der Weltmeisterschaft sind Wilna, Kauen/Kaunas und die Arena von Memel, die Endspiele finden zwischen dem 12. September und 4. Oktober statt. *(Foto rechts: Endspiel der FIFA-Futsal-Weltmeisterschaft 2016 Argentinien-Russland [Standbild FIFA / TWW]).*

Thomas W. Wyrwoll



Polnische Hafenpläne

Ostseehäfen sollen dem wachsenden Schiffsverkehr angepasst werden

Warschau/Danzig/Gdingen/Swinemünde. Die polnische Regierung will die Seehäfen in Westpreußen und Pommern ausbauen. Dies sieht ein Nationalplan zur Entwicklung der Wasserstraßen bis zum Jahr 2030 vor. Ihm zufolge sollen in Westpreußen der Schifffahrtsweg von der Weichselmündung in die Danziger Bucht vertieft und ein neuer Zentralhafen in **Danzig** sowie ein ebenfalls neuer Außenhafen in **Gdingen** angelegt werden.



Segelschulschiff „Dar Pomorza“ („Gabe Pommerns“) im Gdingener Hafen; dieses 561-BRT-Schiff wurde 1909 von der Hamburger Werft Blohm & Voß gebaut und 1910 vom Deutschen Schulschiff-Verein unter dem Namen „Prinzeß Eitel Friedrich“ für die seemännische Grundausbildung in Dienst gestellt. Ursprünglich in Oldenburg beheimatet, gelangte es nach dem Ersten Weltkrieg über England nach Frankreich in Privatbesitz und wurde 1929 von der polnischen Kriegsmarine zu Schulungszwecken erworben; den Zweiten Weltkrieg überstand es im Hafen von Stockholm. 1982 wurde es außer Dienst gestellt und ist seither Bestandteil der Sammlung des Danziger Schifffahrtsmuseums. (Foto: Joachim Scheuring)

Auch in Pommern sind eine Ausbaggerung der Wasserstraße von Swinemünde nach Stettin zur Nutzung durch die inzwischen üblichen größeren Containerschiffe und der Bau eines für deren Format ausgelegten neuen Frachtterminals in **Swinemünde** geplant. Die noch unklaren, aber ohne Zweifel erheblichen Kosten der aufwendigen Maßnahmen sollen aus EU- und Staatsmitteln sowie über ihrer Natur nach zumeist eher zweifelhafte Staatlich-Private Partnerschaften gedeckt werden.

Thomas W. Wyrwoll

Endlich würdig bestattet

Neue Ruhestätte für 24 Zivilisten

74 Jahre mussten 24 zwischen Januar und April 1945 in Langgut bei Dietrichswalde ermordete Zivilisten warten, bis ihnen am 30. November 2019 eine angemessene Beerdigung zuteil wurde. Eingeladen zum Gottesdienst mit der anschließenden Grablegung ihrer aus einem Massengrab exhumierten Gebeine hatte Pastor Wojciech Płoszek, der Propst der evangelisch-augsburgischen Gemeinde in Osterode in seine Filialkirche in Langgut.

Langgut (Lkr. Osterode/Ostpr.). Es war ein klarer, sonniger Tag mit einem kalten Wind, der über den evangelischen Friedhof in Langgut blies und mit seinen Fingern durch die warmen Mäntel nach den Anwesenden griff. Der Glöckner der Kirche musste seine Hände aufwärmen, bevor er mit der Glocke, die separat von der Kirche in einem kleinen Aufbau hängt, die Feierlichkeit einläuten konnte. „Soli deo gloria“ lautet ein Teil der Inschrift, die der Glockengießer auf ihr angebracht hatte – „Gott allein die Ehre“. Ehre erwiesen wurde dann im Rahmen des Gedenkgottesdienstes, dem neben den Einwohnern des Ortes Vertreter der lokalen und der Woiwodschaftsverwaltung, Mitglieder der regionalen deutschen Minderheit und Gäste von der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen in Bayern beiwohnten, den 24 Personen, die Anfang 1945 ihr Leben lassen mussten.



Die Überreste der 24 Menschen fanden in vier kleinen Särgen Platz, die Andacht hielten die Pfarrer David Bannach und Wojciech Płoszek

Bischof Paweł Hause der Diözese Masuren der evangelisch-augsburgischen Kirche in Polen erinnerte in seiner Predigt an die damalige schwierige Zeit, in der richtige Begräbnisse kaum möglich waren, und mahnte zu einer würdigen Behandlung der existierenden Friedhöfe nicht nur in der Region. Unter musikalischer Begleitung durch die Blechbläser der Oberförsterei Lautenburg wurden die vier überraschend kleinen schlichten Särgе, die anfangs in der Kirche aufgebahrt waren und die Reste der 24 Personen bergen, zum vorbereiteten Grab am Ende der Eichenallee des Friedhofs getragen und unter Segensworten von evangelischen, katholischen und orthodoxen Geistlichen hinabgelassen.

Augenzeugin des Verscharrrens der ermordeten Personen im Jahr 1945 war die damals 12-jährige Margarethe Wischniewski. Dank ihr konnten die sterblichen Überreste in einem Massengrab gefun-

den werden, das am damaligen Ortsrand lag. „Als endlich die Erlaubnis zum Begraben der Toten kam, fielen die Körper schon auseinander. Die Leute banden eine Kette an die Beine und zogen sie in die Grube. Dann schütteten sie alles zu, schütteten einen flachen Hügel auf und stellten ein Kreuz auf“, erinnert sie sich.



Kranzniederlegung durch den Landesvorsitzenden der LOW-Bayern Christoph M. Stabe

Die nur zum Teil ordentliche Lage der Leichen lässt sich, so der Leiter der Exhumierung vom 26. bis 30. August 2019, Bogusław Łabędzki vom Büro für Suche und Identifizierung des Instituts für nationale Erinnerung (IPN) in Białystok, nicht nur mit dem damaligen eiligen Beerdigen erklären. Bei seinem Vortrag nach der Bestattung schilderte er eine Tatsache, die ihn bei der fachlichen Vorbereitung am meisten mitgenommen hat: „Ich wollte es anfangs nicht glauben. Da hat jemand an der Stelle des Massengrabs, mittendrin, Anfang der 90er Jahre einen Brunnen gebohrt, die Knochenfunde aber anscheinend nicht gemeldet.“

Seine Arbeit ist noch nicht vorbei, es beginnt jetzt im Gegenteil die zweite Etappe, die genaue Identifizierung der Toten. „Wir können mit Hilfe genetischer Untersuchungen die Blutsverwandtschaft und damit die Identität dieser Menschen feststellen. Ich appelliere daher an alle, die Verwandte haben könnten, die Anfang 1945 in Langgut oder Umgebung vermisst wurden, sich bei uns zu melden“, bittet Bogusław Łabędzki. Identifizieren konnte man bis jetzt etwa zehn Personen, unter anderem einen polnischen Mann mit zwei Töchtern, eine polnische Zwangsarbeiterin und eine Frau namens Teufel. Margarethe Wischniewski berichtete von ihrer Rückkehr nach Hause nach dem Ende ihrer Flucht in Preußisch Holland: „Als wir reinkamen, stand da ein Russe und bewachte einen Polen. Auf dem Bett lagen zwei kleine Mädchen und weinten sehr. Am anderen Tag waren sie nicht mehr da.“ Diese Erinnerung erklärt die zwei kleinen Kinderschädel im Grab, das Mitte der 1950er Jahre auf Weisung der Leitung der Langguter LPG eingeebnet worden war.

Überraschend fiel Frau Wischniewski im Gespräch nach der Feier noch ein weiterer Name ein. „Da war ein junger Mann, der nicht richtig gehen konnte – Paul Schimmelpfennig. Sie haben ihn aus dem Haus geschubst und erschossen. Und als sein Großvater nachsehen kam, ihn auch und darüber hinaus noch die Mutter meiner Tante“, sagt die inzwischen 86 Jahre alte Dame. „Die deformierten Knochen eines jungen Mannes, der sich dadurch nicht richtig bewegen konnte, wurden im Massengrab gefunden“, ergänzt Bogusław Łabędzki, „die zusätzliche Information wird uns auf jeden Fall weiterhelfen“.



Links: Pfarrer Płoszek mit Margarethe Wischniewski / rechts: eine würdige Grabstätte...



...mit zweisprachiger Aufschrift!

Pastor Płoszek hofft, am Grabmal, das die Fundacja Turnitzmühle Heritage Foundation aus Turnitzmühle gestiftet hat, die auch die Kosten für das Begräbnis übernommen hat, bald weitere Tafeln, dann mit den Namen der Toten, befestigen zu können. An den Seiten des Obelisken ist bewusst dafür Platz gelassen worden. Unterstützen möchte die Suche nach der Identität der Vorsitzende der Landesgruppe Bayern der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen Christoph Martin Stabe. „Möglicherweise können wir helfen und finden für genetische Untersuchungen Nachkommen der hiesigen Einwohner. Denn es ist sehr schön, dass die polnische evangelische Kirche und die polnische Stiftung sich hier so für die damaligen, überwiegend deutschen Einwohner einsetzen“, sagt er und ergänzt, „die Feier war wirklich bewegend und wir freuen uns sehr, dass wir dabei sein durften.“

Text: Uwe Hahnkamp / Fotos: Rainer Claaßen

Ergänzung / Aufruf: Für die Identifizierung von Verstorbenen benötigt das Institut für nationale Erinnerung IPN genetisches Material von möglichen Verwandten. Sollten Sie also jemanden kennen, dessen Vorfahren aus Langgut bei Dietrichswalde stammen, selber dort Ihre Wurzeln haben, oder Verwandte von Ihnen dort in der Region als vermisst gemeldet worden sein, melden Sie sich bitte bei der evangelisch-augsburgischen Gemeinde in Osterode. Die E-Mail-Adresse lautet: ostroda@luteranie.pl Falls Sie die Gemeinde in ihren Bemühungen für die Kirche und den Friedhof in Langgut finanziell unterstützen wollen, können Sie das gerne tun. Die Kontonummer lautet PL 11 1020 3613 0000 6502 0029 3738 bei der PKO BP, Filiale 1 in Ostróda, ul. Wyspanskiego 2, 14-100 Ostróda, Code BIC (Swift) BPKOPLPW

Warum ich kein Chefredakteur bin



Nicht-Chefredakteur Rainer Claaßen ist beruflich bei der Bahn als Fahrdienstleiter tätig

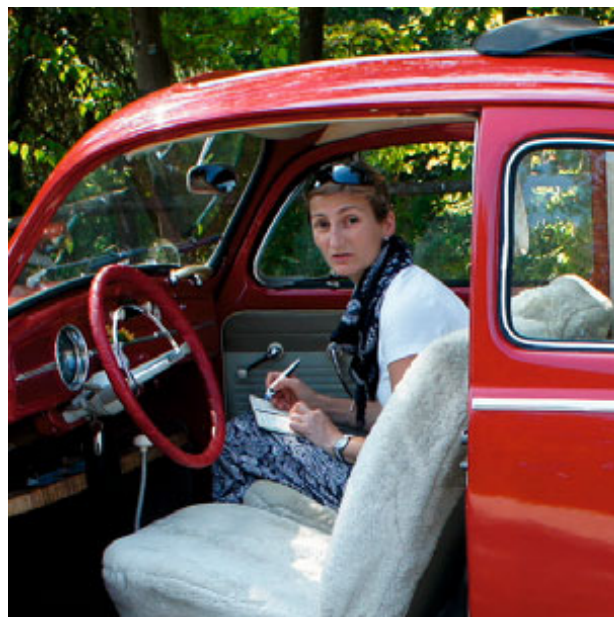
Erinnern Sie sich noch an die Fernsehserie „**Der Nachtkurier meldet...**“, die von 1964-1966 im Vorabendprogramm lief? Unter der Regie von **Michael Braun** bzw. **Erich Neureuther** entstand hier eine Reihe unterhaltsamer, jeweils etwa 25 Minuten langer Spielfilme, die alle in der Zeitungsbranche spielen und auf vergnügliche Weise sehr detailliert einen Einblick in die Arbeit der Presse geben – **zweifellos ein Glanzstück des Öffentlich-Rechtlichen Fernsehens in einer Zeit, als es seinen Auftrag (und die Zuschauer) noch ernst nahm.**

Ich selbst kenne die Serie nur deswegen, weil man heute DVD's mit den alten Filmen kaufen kann. Ab und zu leiste ich mir welche, auch um die Ansichten des „alten“ Deutschland zu genießen, das in den letzten 50 Jahren brutal umgekrempelt wurde.

Eine wichtige Nebenfigur der „**Nachtkurier**“-Serie ist **Chefredakteur Wendlberger**, dargestellt vom unvergessenen **Ernst Konstantin (1908-1969)**. Ein Hüne von Gestalt, stets im weißen Hemd und mit dezenter Krawatte, dazu in jedem Auftritt mindestens zwei dicke Zigarren – eine, die er selbst raucht, und eine, die er jemand anderem verpaßt! Dazu eine attraktive Sekretärin, **Fräulein Schneider**, gespielt von **Eva Berthold**, die in kritischen Situationen je-

desmal gekonnt durch ihre korrekte Freundlichkeit zwischen der Belegschaft und dem Chef vermittelt und so zu einer Art „Gutem Engel“ in der Redaktion wird.

Ich bin kein Chefredakteur – mir fehlt alles, vom passenden Schlips über die Zigarre bis zur Ausstrahlung, von der Sekretärin ganz zu schweigen! Ich brauche auch keine, schließlich habe ich eine attraktive Ehefrau, die so gut ist wie zehn Sekretärinnen.



Besser als jede Sekretärin: Sonja Claaßen, passend gekleidet als Beifahrerin im VW-Käfer

Außerdem habe ich, was nicht minder wichtig ist, inzwischen eine Reihe von ost-/westpreussenbegeisterten Leuten gefunden, die immer wieder Beiträge und Fotos liefern und damit unserer kleinen Zeitschrift das geben, was den Lesern am PREUSSEN-KURIER gefällt:

Das Gefühl, in der Liebe zur Heimat untereinander verbunden zu sein, und gleichzeitig die Gewißheit, daß die Heimat lebendig ist!

Unter diesen Umständen brauche ich nur noch die Beiträge zu ordnen und in das Zeitschriftenformat einzupassen. Wenn ich gefragt werde, sage ich: **ich mache so ein bißchen die Schriftleitung!**

Ansonsten gilt die Devise: Das Wichtigste sind die Leser – also Sie alle, die Sie dieses Heft gerade in der Hand halten! Wir wissen das. Und wir werden uns GEMEINSAM bemühen, Sie weiterhin zu informieren und zu erfreuen. Bitte bleiben Sie uns gewogen!

Ihr Rainer Claaßen

10 Jahre PREUSSEN-KURIER – ein Rückblick

Vor fünf Jahren, in der Ausgabe 1/2015, beschrieben wir, wie es zur „Erschaffung“ unserer kleinen Zeitschrift kam: die Mitglieder und Freunde unserer Landsmannschaft sollten regelmäßige Informationen über die Aktivitäten ihrer Landesgruppe erhalten, aber auch über interessante Neuigkeiten aus der Heimat, die in der „großen“ Berichterstattung oft nicht berücksichtigt werden.

Inzwischen sind erneut fünf Jahre ins Land gegangen, und man kann sagen, daß der PREUSSEN-KURIER seinen Weg gefunden hat!

Das Niveau der Zeitschrift wird überwiegend als hoch beurteilt, der Unterhaltungswert ebenfalls; auch die Mischung wird von den meisten Lesern als gelungen empfunden, wobei wir um Verständnis bitten, daß sich die Ereignisse, über die wir berichten, nicht immer „zeitschriften-gerecht“ abspielen und daher von uns so verarbeitet werden müssen, wie sie eintreten.

Wie fing es eigentlich an?

Gestatten Sie an dieser Stelle einen kleinen Rückblick in die Ausgabe 1/2015:

Die Idee eines regelmäßigen Rundbriefes taucht auf, ähnlich den „Heimatbriefen“ der Heimatkreisgemeinschaften. Aber nach welchen Kriterien soll ein solches Blatt gestaltet werden, wer macht es und wie oft...? Und vor allem: wie soll es finanziert werden?

Die letzte Frage wird am heißesten diskutiert, aber auch als erste beantwortet: Da die Information eine „Bringschuld“ der Landesgruppe ist, muß die Finanzierung aus Eigenmitteln bestritten werden! Daß bei Lesern und Gewerbetreibenden (für Anzeigen) Spenden eingeworben werden dürfen und sollen, darüber besteht Einigkeit.

(...)

So konnte Anfang April 2010 der erste PREUSSEN-KURIER mit insgesamt 8 Seiten erstellt werden. Im Hause Böld vervielfältigt, wurde er von dort aus probeweise an nur 46 Adressen geschickt. Die Resonanz war überzeugend!

Der Schreiber dieser Zeilen darf für sich in Anspruch nehmen, von Anfang an recht viel „Herzblut“, aber auch „Gehirnschmalz“, in die Zeitschrift hineingesteckt zu haben. Wir alle hatten keine Erfahrungen mit Presseerzeugnissen; natürlich kannten wir die vorbildliche „Preußische Allgemeine“, aber auch Heimatbriefe und ähnliche Publikationen, die – wie das, was wir vorhatten – von „Heimwerkern“ gemacht wurden, teilweise aber entsprechende Mängel aufwiesen. Wir wollten das, was uns selber bei anderen störte, vermeiden – aber wie?

Nun, es wurde probiert – und siehe da: es wurde allmählich besser!

Von Anfang an erwies sich die Schrifttype und -größe als Volltreffer. Alle Leser bestätigen uns bis zum heutigen Tage, daß unser Blatt von allen in Ost- und Westpreußenkreisen verteilten Druckschriften am besten lesbar ist! Gerade für ältere Herrschaften ist das wichtig.

Rasch lernten wir auch, daß man Fotos nicht zu klein wiedergeben darf – sie müssen unbedingt gut erkennbar sein, was natürlich Platz braucht! Aber dann lieber ein paar Seiten mehr, als z. B. SO ETWAS:



...und darunter dann vierzig Namen und Titel (vom „Herrn Regierungspräsidenten“ bis zur „Frau stellvertretenden Kreiskulturamts-Direktorin“), die mehr Platz brauchen als das Foto selber!

Lachen Sie nicht, liebe Leser – so etwas gibt's wirklich! Und da brauchen Sie gar nicht so weit weg zu schauen...

Wir lernten und lernten also! Und an dieser Stelle ein großes DANKESCHÖN an diejenigen Leser, die uns schrieben oder anriefen und uns höflich und ohne unangenehme Besserwisserei erklärten, was

man warum anders machen sollte. Das war großartig, und das gibt es nur unter uns Preußen – konstruktive Kritik ist für die meisten Zeitgenossen ein Fremdwort!

An dieser Stelle muß ich auch meiner Mutter einen herzlichen Dank aussprechen – diese 1934 geborene Ostpreußerin hat bis vor kurzem jede Ausgabe als Lektorin gewissenhaft geprüft und Tipp- wie auch Stilfehler sicher gefunden. DANKE MAMA!



Die ersten drei Ausgaben aus dem Jahr 2010 – von der ersten (ganz links) gibt es nur ein einziges Exemplar, das sich im Archiv befindet; die anderen wurden fotokopiert!

Die erste Ausgabe hatte übrigens acht, die zweite 12 und die dritte 16 Seiten!

Heute hat der PREUSSEN-KURIER regelmäßig mindestens 40 Seiten, meistens mehr! Das ist vor allem der Bereitschaft der Autoren zu verdanken, gute und ausführliche Berichte zu liefern.

Allerdings muß man es zugeben: man braucht auch eine Schriftleitung dazu, die nicht etwa sagt: „Jetzt ist Schluß, die vierzig Seiten sind voll – nehmen Sie jedes dritte Foto raus und kürzen Sie Ihren Text um die Hälfte!“ Jeder Autor denkt sich etwas bei seinem Text; zwar kann man nicht jeden Artikel unbearbeitet übernehmen, man muß z. B. schauen, ob ein Verfasser sich nicht in unwichtige Nebensächlichkeiten verliert. Das erfordert viel Fingerspitzengefühl!

Zum Glück verfügen alle unsere ehrenamtlichen „Redakteure“ über die Gottesgabe, druckreif zu schreiben! Da muß man die wunderbaren Texte nicht durch einen Schriftleiter oder Graphiker „verhunzen“ lassen.

Natürlich macht das den Umbruch der Seiten schwieriger; aber das ist eine vergleichsweise geringe Mühe, die man als Schriftleiter für so gute Beiträge gerne auf sich nehmen sollte!

Und schließlich und endlich haben wir auch noch ganz großes Glück mit dem Graphiker, der in der Druckerei unseren PREUSSEN-KURIER von Anfang an bearbeitet hat: Bernhard Emmert hat familiäre Beziehungen, die in den Raum Elbing zurückreichen – schon deswegen ist ihm unser Heft nicht gleichgültig! Die Zusammenarbeit ist immer blendend und dabei noch völlig reibungslos. (Übrigens hat er auch schon einmal einen eigenen Beitrag geliefert: im Heft Nr. 3/2011 schrieb er einen reich bebilderten Artikel mit der Überschrift „Reise in die Vergangenheit meines Onkels“, in dem er auf einfühlsame Weise schilderte, was er empfand, als er zum ersten Mal den Fuß in das Dorf setzte, in dem seine Verwandten gelebt hatten.)

Hoffen wir, daß wir alle noch lange zusammenarbeiten können!

Ihnen, liebe Leser, herzlichen Dank für Ihre Treue und Ihre Spenden, ohne die es nicht ginge!

**Für heute grüßt Sie, auch im Namen der Mannschaft und des Landesvorstandes
Ihr Rainer Claaßen**

Stilblüten aus 10 Jahren Verbandsarbeit

...oder: was man so alles sagt

Zehn Jahre Dienst an Ost- und Westpreußen – da kommt Einiges zusammen an Veranstaltungen! Und wenn auch die Heimatarbeit an und für sich eine sehr ernste Sache ist, so sind unsere Zusammenkünfte und Treffen doch stets eher von Fröhlichkeit geprägt als von Trauer.

Und dazu kommt manchmal noch eine unvorhergesehene Heiterkeit – beispielsweise wenn einem Redner oder Vortragenden im Eifer des Gefechts mal ein Freud'scher Versprecher unterläuft oder Ähnliches...

Hier ein paar Beispiele:

„Der Deutsche Orden konzentrierte sich damals auf die heilpflegerische und **karikative Arbeit**.“ (aus einem Vortrag über die Geschichte des Deutschen Ordens)

„...und schauen Sie auf diesen Bernsteinbrocken, da sind eingeschlossene **Orgasmen drin!**“ (aus einem Vortrag über Bernstein, der Referent zeigt dabei ein Bernsteinstück mit Einschluß)

„Vor der Tätigkeit der hiesigen **Diakonissinnen** muß man die allergrößte Hochachtung haben!“ (bei der Begrüßung der Teilnehmer einer Vortragsveranstaltung im früheren „Gästehaus Hensoltshöhe“ der Vandsburger Diakonissen in Gunzenhausen)

„Wenn ich mir das **Programm der heutigen Veranstaltung so anschau', also da zieh' ich mein' Chateau!**“ (ein lokalpolitischer Gastredner bei der Eröffnung einer Kulturveranstaltung)

„Wir haben auch einige ostdeutsche Volkslieder gesungen, aber das waren lauter **ältere Karamellen!**“ (ein Jugendlicher im Anschluß an eine Kulturveranstaltung, von seinen Eltern gefragt, was da denn so gemacht worden sei)

„Ich hab' vorher noch nie in meinem Leben Königsberger **Flecken** gegessen, aber ich kann nur sagen: **suprême!**“ (spontane Antwort eines weiblichen Ehrengastes nach einer Veranstaltung mit ostpreußischer Bewirtung auf die Frage „Wie hat's geschmeckt?“)

„Die Ansprache der Bezirkstagspräsidentin mußten wir noch kurzfristig in die heutige Veranstaltung **intrigieren**.“ (der Stellvertreter des Veranstaltungsleiters bei der verspäteten Eröffnung einer historisch-kulturellen Wanderausstellung)

Ja, liebe Leser, so geht's manchmal zu! Da können wir nur sagen:

„Da waren halt mal wieder so **Koniferen** am Werk!“

Übrigens:



Sehen Sie ein Glas Bier auf dem nebenstehenden Foto?

Ja? Wirklich?

Dann benötigen Sie ganz, ganz DRINGEND Erholungsurlaub!!!

...dies meint zumindest Ihr Landesvorstand!

Manfred & Marek

Aspekte der schwierigen Nachbarschaft von Deutschen und Polen Teil 1: Wo das herkommt

Für den richtig Westdeutschen (zum Beispiel aus dem Rheinland oder den umliegenden Dörfern) mag es unverständlich sein, worüber ich hier schreibe, aber wer von Ostdeutschen abstammt – also richtig aus dem Osten, wo heute Polen und Russland liegen –, dem geht zuweilen durch den Kopf, wie es eigentlich steht mit unserm Verhältnis zu Polen – und zwar bevor man auf Auschwitz zu sprechen kommt. Bei dem Jenenser Satiriker Bernd Zeller las ich hierzu vor wenigen Tagen, am 27. Januar 2020:

„Es ist durchaus in Ordnung, wenn jemand wegen Auschwitz in die Politik geht. Wer sagt, dass er wegen Auschwitz in die Politik gegangen ist, dem soll man auch sonst nichts glauben“.

Es geht im Folgenden – das sei vorweggesagt – nicht um Revision des Status quo, sondern um die Einschätzung: Wie halte ich es mit meinem Nachbarn – und dieser mit mir. Ich werde ein paar Bemerkungen zu historischen Fakten und zur Gegenwart machen und zu Zweckklügen diesseits und jenseits der Oder-Neiße-Grenze.

Historisches

Man tut sicher nichts falsches, das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen als eine mehrhundert-jährige Geschichte von Streit und Gewalt zu bezeichnen. Ob das mit den Auseinandersetzungen zwischen slawischen und germanischen Stämmen begann, mag dahinstehen. Man sollte diese (fast graue) Vorzeit zumindest im Auge behalten, da aus der Zuordnung als slawisch oder germanisch später die wunderlichsten Ableitungen durch deutsche und polnische Nationalisten zusammenphantasiert worden sind. In etwa so: Es bestehe ein polnischer Anspruch auf slawisches Siedlungsgebiet und *vice versa*. Es handele sich um germanisches, also urdeutsches Land und ähnliches.

Die Berufung auf solche scheinbar vorhandenen (Rechts)-Titel hat Anlass zu drastischen Auseinandersetzungen gegeben. Die letzten davon endeten in den 1940-er Jahren unter Fremdaufsicht. Die beiden europäischen großen Verlierer des Zweiten Weltkriegs – die Deutschen und die Polen – hatten sich unter das Diktat der Siegermächte zu beugen. Beide Kriegsverlierer verloren auch ihre staatliche Souveränität, die einen *expressis verbis*, die anderen zumindest faktisch. In beiden Ländern machten sich die Leute ans Werk, mit den aufgezwungenen Verhältnissen zurande zu kommen. Doch jetzt kommt der Unterschied: die einen akzeptierten ihr Schicksal, die anderen nicht.

Der Grund für diese unterschiedliche Eigenwahrnehmung wurzelt in der gezielt unterschiedlich ausgestalteten Kriegsschuldpropaganda der Siegermächte. Diese sah so aus, dass den Deutschen die Alleinschuld am Ausbruch und den Schandtaten des Zweiten Weltkriegs zugewiesen wurde. Bei dieser Konstruktion ging es anfangs vor allem um eines: Die späteren Siegermächte – vor allem Großbritannien und die USA – verspürten bereits in der Auftaktphase des Zweiten Weltkriegs die Notwendigkeit, den eigenen Völkern einen Schurken präsentieren zu können, gegen den die Kriegführung unabweisbar nötig sei.

Die anglo-amerikanische Geschichtsschreibung hat bis zum heutigen Tage an dieser Schurken-Darstellung festgehalten. Sie ist anglo-amerikanischer Staatsmythos geworden: Wir, die Guten, im Kampf gegen das ewig Böse. Dieser Mythos wurde bewusst installiert, um von der eigenen Kriegs-Mitverursachung abzulenken. Hierfür erwies es sich als praktisch, nach Abschluss der Kampfhandlungen den einmal eingeschlagenen Weg der Schurken-Zuweisung beizubehalten. Die einschlägigen Kampagnen wurden durch gewaltige Geldzahlungen – bevorzugt über die Rockefeller Stiftung und den Council on Foreign Relations – finanziell abgesichert.

Für das Modell der deutschen Alleinschuld war es aus Gründen der Logik notwendig, dem deutschen Schurken ein polnisches Erst-Opfer gegenüberzustellen. Auch hierbei ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Die Polen zehren noch heute von dieser Opferrolle. Davon wird zu sprechen sein.

Alle ursprünglich Beteiligten an diesen Manövern wussten, dass die einseitige Schurken-Fixierung der Deutschen nur etwa die Hälfte der Wahrheit beschrieb. Ihnen kam bei ihrem Tun entgegen, dass

die Deutschen sich wirklich wie Schurken aufführten. Was sie an Untaten begingen, erscheint aus unserer heutigen Warte unentschuldigbar und wird hier auch nicht entschuldigt. Was allerdings nach meiner höchst persönlichen Auffassung der Ergänzung bedarf, ist die vorsätzlich verzerrte Geschichte von Ursache und Wirkung der entscheidenden Ereignisse.

Polen betritt die europäische Bühne

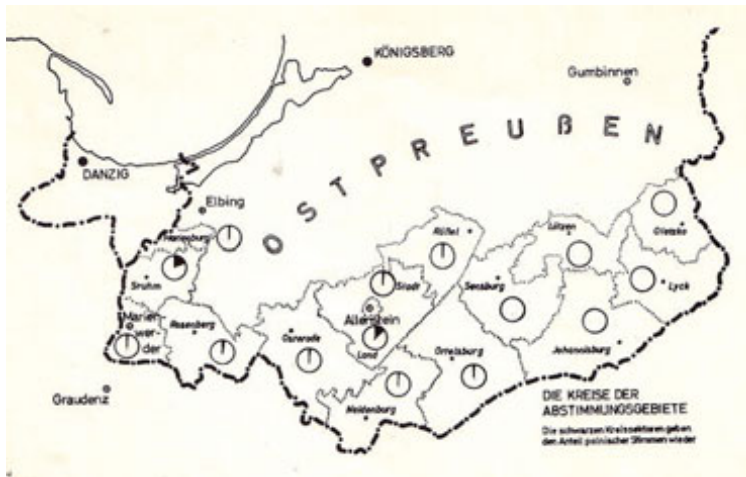
Nach unvollkommenen deutschen Versuchen während des laufenden Ersten Weltkriegs (1914-18) betrat der polnische Staat zum Jahreswechsel 1918/19 als Mündel der west-alliierten Siegermächte die europäische politische Arena. Bis dahin war Polen, das Land und seine Bevölkerung, zwischen Deutschland, dem zaristischen Russland und der habsburgischen Donaumonarchie aufgeteilt. Im 19. Jahrhundert bis 1918 war diese Aufteilung komplett. Preußen-Deutschland und Russland sowie Österreich-Ungarn hatten gemeinsame Landesgrenzen.

Die Installierung eines polnischen Nationalstaats 1918/19 war nur möglich, weil die polnischen nationalen Bestrebungen durch die Siegermacht Frankreich forciert unterstützt wurden, um dem besiegten Deutschland einen dauerhaften Krisenherd an seiner Ostflanke einzupflanzen. Diese französische Rechnung ging auf. Die folgenden Jahre bis 1934 waren die Zeit massiver Auseinandersetzungen zwischen Polen und seinen Anrainerstaaten, einer davon war Deutschland.



Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens in einem Salonwagen im Wald von Compiègne. Hinter dem Tisch, von rechts: die Franzosen General Maxime Weygand und Marschall Ferdinand Foch (stehend), die britischen Marineoffiziere Rosslyn Wemyss, George Hope und Jack Marriott. Davor stehend Staatssekretär Matthias Erzberger, Generalmajor Detlof von Winterfeldt, Alfred von Oberndorff vom Auswärtigen Amt und Kapitän zur See Ernst Vanselow (Archiv PK)

Die polnische Aggressivität stützte sich auf einen innen- und einen außenpolitischen Pfeiler: eine sich selbst installierende nationalistische Militärdiktatur („das Obristen-Regime“) und die militärische und finanzielle Unterstützung durch Frankreich. Dessen Außenpolitik setzte anderthalb Jahrzehnte lang auf deutsche Nachbarstaaten, nämlich Polen und die Tschechoslowakei, von denen man zu recht annahm, dass sie wegen der auf ihrem Territorium wohnenden, Millionen betragenden deutschen Bevölkerungsminderheiten dem Deutschen Reich ununterbrochen massive Probleme bereiten würden.



Links: Karte zur Volksabstimmung 1920 / rechts: Kein Nazi-Kram, sondern seinerzeit allgemeine Meinung: Schul-Landkarte, wie sie im Deutschen Reich seit 1926 Verwendung fand (Archiv PK)

Nachdem die blutigen Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Polen um das Industrieviertel in Schlesien 1920 nach französischem Eingreifen ein Ende gefunden hatten, beschränkte sich Polen bei seinen Westausdehnungsambitionen auf Versuche, Großbritannien und Frankreich zu Präventiv-Kriegen gegen das entwaffnete Deutsche Reich anzustiften. Der letzte dieser Versuche fand im März 1933 statt. Der Einmarsch sollte nach den Planungen des polnischen Diktators am Montag, dem 6. März 1933, dem Tag nach den Reichstagswahlen beginnen, wenn es nach seinen Vorstellungen im Reich keine handlungsfähige Regierung gab und folglich keinen organisierten Widerstand.

Der Einmarsch fand nicht statt. Das ist bekannt. Weniger hingegen, dass es die Engländer waren, die abgewinkt hatten. Sie hatten zwei gewichtige Gründe: Innenpolitisch war in Großbritannien der Kampf gegen die Folgen der Weltwirtschaftskrise das Thema Nummer eins, und außenpolitisch widersprach der polnische Wunsch britischen Interessen, keine dominante Großmacht auf dem Kontinent aufkommen zu lassen. Denn genau das stand zu befürchten, wenn man die polnische Propaganda von einem Polen von Meer zu Meer ernst nahm. Mit den beiden polnischen Meeren waren die Ostsee und das Schwarze Meer gemeint. Man sollte das im Hinterkopf behalten, wenn man in heutigen polnischen Verlautbarungen vom Intermarium-Konzept liest.

Hitler betritt die europäische Bühne

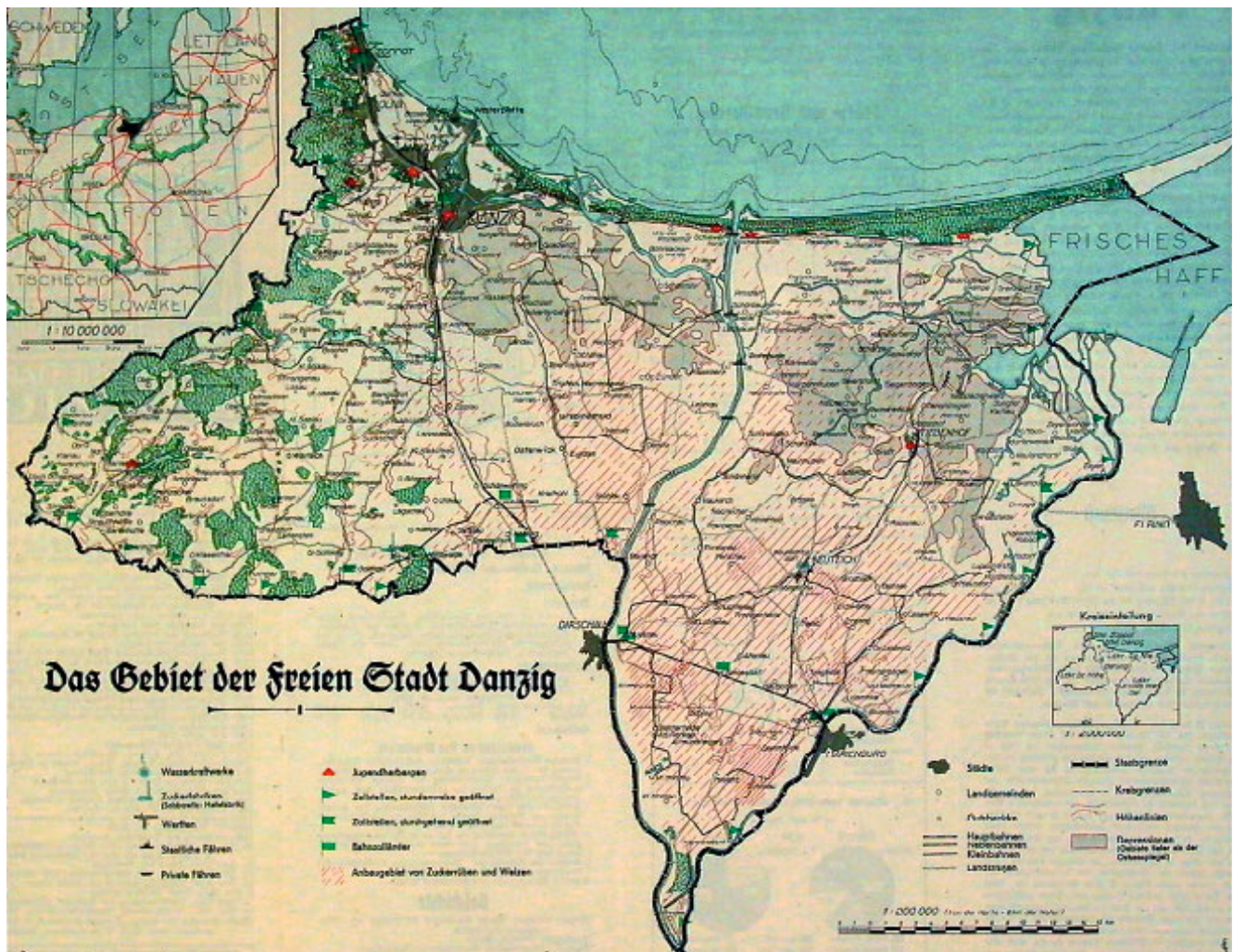
Heutige Mainstream-Geschichtsinterpreten sind einig – wenn sie denn das Präventivkriegskonzept des Jahres 1933 überhaupt erwähnen –, dass dessen Umsetzung die Welt vor den Untaten des NS-Regimes bewahrt hätte. Mag sein. Doch wenn man schon spekuliert, ist die Frage sicher erlaubt, was das polnische Regime – es war diktatorisch, nationalistisch, militant und strikt antisemitisch – mit seiner Herrschaft in Mitteleuropa angestellt hätte. Gut, man weiß es nicht.

Die eigentliche Überraschung auf den polnischen Nichtangriff verursachte die deutsche Seite. Es waren die ersten außenpolitisch bedeutsamen Schritte des neuen deutschen Reichskanzlers. Er schloss mit Polen einen Nichtangriffspakt. Das war nach dem damaligen Stand der Dinge in der Tat eine Sensation, denn bis dahin waren sich während der gesamten Zeit der Weimarer Republik (1918-33) alle politischen Kräfte einig gewesen, dass es mit Polen solange keinen friedlichen Ausgleich geben werde, wie die Abtrennung von Westpreußen und Oberschlesien (deren Annexion, wie man sagte) nicht revidiert sei.

Mit diesem Grundsatz deutscher Außenpolitik brach Hitler radikal. Er entwickelte die Vorstellung, dass Polen ein willkommener Pufferstaat gegen das bolschewistische, nach Weltherrschaft strebende Regime in der Sowjetunion sei. Auch dies war ein Bruch mit den Aktionen der deutschen Diplomatie, die über ein Jahrzehnt lang, die sowjetische Karte als einen Trumpf im Ärmel beim Spiel gegen Polen betrachtet hatte.

Das war jetzt passé. Zu ihrer Enttäuschung musste die Bevölkerung Danzigs 1933/34 bemerken, dass aus Hitlers Aktionen eines mit Sicherheit nicht resultieren würde, nämlich die baldige Wiedereingliederung dieser deutschen Großstadt ins Reich. Danzig war nämlich 1919 nach dem Siegerwillen aus dem deutschen Staatsverband herausgelöst und unter Mandat des Völkerbunds gestellt worden,

um den Polen einen funktionierenden Freihafen an der Ostsee zu verschaffen. Diese blödsinnige Konstruktion sollte schließlich den Zweiten Weltkrieg auslösen.



Karte der Freien Stadt Danzig, zu der die Stadtkreise Danzig und Zoppot ebenso gehörten wie die Landkreise Danziger Höhe, Danziger Niederung und Großes Werder; das Ganze grenzte südlich und westlich an polnisches Staatsgebiet („Korridor“), östlich an deutsches, nämlich Ostpreußen, das aber wiederum mit dem übrigen Reich nur via Korridor oder auf dem Seeweg verbunden war (Archiv PK)

Mit der deutschen Aufrüstung seit 1935 wurde der deutsche Diktator wagehalsiger. Sein außenpolitisches Ziel Nummer eines, die Folgen des Friedensdikts von Versailles zu beseitigen, rückte in den Griffbereich der praktischen Politik: Erneut Seestreitkräfte nach einem entsprechenden Flottenabkommen mit Großbritannien, Rückholung der Saar nach einer Volksabstimmung, tatsächlicher Anschluss Österreichs, der dortzulande bereits Ende 1918 vom Parlament beschlossen, aber von den Alliierten Siegern verboten worden war, Angliederung des Sudetenlandes mit britisch-französisch-italienischem Segen, erfolgreiche Rückforderung des Memellandes von Litauen. Doch dann kam Sand ins Getriebe des vermeintlichen Selbstläufers.

Das fatale Jahr 1939

Das Jahr 1939 wurde für das NS-Regime zum außenpolitischen Wendepunkt. Der Stolperstein trug den Namen Polen. Gleich nach der Einverleibung des Sudetenlandes im Herbst 1938 machte Hitler den Polen ein erstes Angebot zur Regelung der Korridorfrage. Hinter dem Stichwort verbarg sich das Problem, dass das Reich durch die Siegermächte in zwei nicht zusammenhängende Teile zerschnitten worden war, um Polen einen Landzugang zur Ostsee zu gewähren. So war Westpreußen polnisch geworden. Es lag als fremdes Territorium zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reichsgebiet. Die Polen taten in den 20 Jahren (1919-39), die dieser Zustand dauerte, alles in ihrer Macht stehende, um den Verkehr zwischen den beiden Reichsteilen zu behindern.

Deutschland bot nun an, den Korridor mit einer exterritorialen Straße und einer ebensolchen Eisenbahntrasse zu queren, die Polen hierfür finanziell zu entschädigen und die Abspaltung von West-

preußen an Polen völkerrechtlich anzuerkennen. Polen zeigte sich spröde. Daraufhin erhöhte Hitler im März 1939 das deutsche Angebot. Es betraf das bis dato auf tschechischem Territorium gelegene Gebiet von Teschen einschließlich der fast ausschließlich von Deutschen bewohnten Stadt Oderberg. Zu diesem Angebot konnte es nur deshalb kommen, weil Anfang März 1939 die Fliehkräfte des tschechoslowakischen Vielvölkerstaats zur Zerspaltung des Staatsverbandes geführt hatten. Ermutigt durch das Beispiel der Sudetendeutschen beschlossen auch die Slowaken den Austritt aus der seit 20 Jahren bestehenden Republik und erklärten ihre Selbständigkeit.

An dieser Stelle griff das Deutsche Reich ein. Es anerkannte die slowakische Sezession und nötigte die Resttschechei, wie man das Gebiet damals nannte, sich unter deutsches Protektorat zu stellen. Wer dabei genau was tat, ist äußerst umstritten, jedoch hier nicht das Thema. Vielmehr erlaubte Hitler den Polen, die eigens zu diesem Zweck ihre Streitkräfte mobil gemacht hatten, den gewaltsamen Zugriff auf Teschen.

Hitler sah das Teschen-Geschenk als eine Art Vorauszahlung für das Korridorgeschäft an. Damit sollte er sich gleich zweifach täuschen. (1) Die Polen nahmen Teschen, gaben aber nichts zurück. (2) Mit der Besetzung von Prag verließ Hitler das bis dato von den ehemaligen Siegermächten tolerierte Tableau einer Korrektur der Folgen von Versailles. Damit öffnete er zugleich ein Fenster ungeahnter Größe – und zwar für antideutsche Propaganda. Deutschland auf dem Weg zur Weltherrschaft bevölkerte fortan die Schlagzeilen anglo-amerikanischer Kriegspropaganda.

US-Präsident Roosevelt betritt durch die Tapetentür die europäische Bühne

Man kann die deutschen und die polnischen Ereignisse des Jahres 1939 nicht richtig verstehen, wenn nicht die Aktionen des US-Präsidenten Franklin Roosevelt mit ins Bild einfließen. Mittlerweile gibt es eine überbordende Vielzahl von Mosaiksteinchen, die ein recht genaues Bild entstehen lassen.

Zu diesem Bild gehört, dass der US-Präsident im Jahre 1933 zur Macht kam, fast gleichzeitig mit dem späteren Erzfeind Adolf H. Die Laufbahn beider Politiker weist erstaunliche Parallelen auf. Beide wurden durch die Folgen der Weltwirtschaftskrise an die Spitze ihrer Länder katapultiert. In beiden Ländern herrschte millionenfache Arbeitslosigkeit. Beide versprachen, damit aufzuräumen. Die Konzepte beider waren ähnlich, eine durch Planwirtschaftsvorgaben gelenkte Privatwirtschaft.

In Deutschland funktionierte dieses Modell erstaunlich gut, nicht so in den USA. Dort stiegen gleich nach der Wiederwahl von Roosevelt im Herbst 1937 die Arbeitslosenzahlen wieder bedrohlich an. Nunmehr schaltete der US-Präsident auf ein Patentrezept um, dessen Funktion er als junger aufstrebender Politiker im Ersten Weltkrieg kennengelernt hatte: Beteilige dich an einem fernen Krieg und die US-Wirtschaft boomt. An diese Erkenntnis hielt er sich. Weltschurken gab es genug: Deutschland, Italien, Japan – in dieser Reihe der Abscheubekundungen. Gegen sie würde man Krieg unterstützen. Roosevelts Kriegsambitionen waren in salbungsvollen Floskeln versteckt: Kranke müsse man in Quarantäne stecken.

Von dem Geschenk, dass Hitler mit der Besetzung von Prag dem US-Präsidenten und seiner Propaganda vom Weltbösewicht überreichte, war schon die Rede. Sie füllte die Schlagzeilen. Doch unbemerkt vom Publikum lief eine ganz andere Geschichte ab. Das war eine US-Kriegsanstiftungs-Geheimdiplomatie, die sich auf Roosevelts Lieblingsfeind Deutschland konzentrierte. Die einzelnen Schritte schälten sich nur für die notwendig Einzuweihenden in Großbritannien und Polen heraus. Ihr Zwischenziel auf dem Weg zum Krieg: Es muss jegliche Einigung über den Korridor zwischen Deutschland und Polen unterbunden werden.

Um aus Briten und Polen deutsche Kriegsgegner zu machen, nutzen die US-Diplomaten unterschiedliche Instrumentarien. Das seit Jahren permanent klammte Großbritannien wurde mit dem Schuldenknüppel erpresst. Bei den ohnehin kriegsfrohen Polen genügten vage Versprechungen, vor allem dass sie an der Spitze einer breiten antideutschen Koalition fechten würden. Letzteres glaubten Polens Obristen nur zu gerne, zumal die Briten im März 1939 etwas scheinbar unermesslich Wertvolles schenkten: Eine Bestandsgarantie für den polnischen Staat.

Heute weiß man darüber zwei merkwürdige Dinge: (1) Der Britische Premier Chamberlain hätte diese Bestandsgarantie ohne nötige Aufforderung aus Washington nicht abgegeben. (2) In einer gehei-

men Zusatzabrede zwischen Großbritannien und Polen war klargestellt, dass sich die Garantie nur auf einen Krieg mit Deutschland, also nicht auf die Hauptgefahr aus der Sowjetunion bezog.

Die polnischen Obristen machen Druck

Die Folgen der britischen Garantie ließen nicht auf sich warten. Fortan verweigerte sich Polens Außenminister Beck jeglichem Gespräch mit dem Deutschen Reich über die Korridor-Frage. Zeitgleich wurde die anti-deutsche Propaganda hochgefahren, die seit 1934 ein eher bescheidenes Dasein geführt hatte. Darauf folgte die Tat. Sie bestand aus schikanösen Maßnahmen gegen die Angehörigen der deutschen Minderheit, Schulschließungen, Gewerbeverbote, geduldeten körperlichen Übergriffen des Mobs und schließlich einem gezielten provokativen Eingreifen in Danzig.

Der Leser erinnert sich: Die deutsche Großstadt Danzig war von den alliierten Siegermächten aus dem Reichsverband herausgelöst und völkerrechtlich dem Völkerbund unterstellt worden, an der Spitze ein Völkerbundkommissar. Dem Staat Polen waren weitgehende Rechte in Zoll-, Post und Hafenfragen eingeräumt worden. Nunmehr ging Polen dazu über, die Souveränität Danzigs vollends in Frage zu stellen und die Stadt als polnisch zu bezeichnen. Auf den Protest der Stadtorgane reagierten die Polen mit der Einstellung der Zollabfertigung, so dass eines der Danziger Hauptexport-Produkte, nämlich Margarine, in der Sommerhitze des Jahres 1939 für jedermann bemerkbar zu vergammeln begann. Als das Deutsche Reich eine erste Demarche an Polen absetzte, reagierte die Obristen-Clique mit dem Hinweis, dass die Danziger Verhältnisse eine innerpolnische Angelegenheit seien, in die von außen einzugreifen, Krieg mit Polen bedeute.



Großpolen – Leipzig, Berlin und Lübeck inklusive: Polnische Plakate aus den Dreißiger Jahren. Links: Die Originalbeschriftung lautet: In Polen lebe der Geist Boleslaws Chrobrys. Polen, wir sind hier nicht erst seit gestern. Wir reichen weit bis nach Westen. Der geringste Staub polnischer Muttererde kehrt zum Mutterland zurück. / rechts: „Und jeder von euch hat in seiner Seele den Samen zukünftigen Rechts und Wollens der zukünftigen Grenzen.“ Adam Mickiewicz, darunter die Kennzeichnung der „historischen Grenzen Polens“ (Archiv PK)

Diese nachgerade selbstmörderischen Handlungen und Äußerungen speisten sich aus zwei Quellen:

(1) Die polnische Führung glaubte, eigentlich wider besseren Spionagewissens, dass die deutsche Wehrmacht nur ein Pappkamerad sei. Sie befeuerte die Kriegslust ihrer Truppen durch den Hinweis,

dass die tapfere polnische Kavallerie ihre Pferde drei Tage nach Kriegsbeginn in der Havel würde trinken können.

(2) Den aktuellen Anstoß für die polnischen Aktivitäten hatte eine britische Geheimbotschaft ausgelöst. Diese besagte, das Kabinett in London habe unter Ausschluss der Öffentlichkeit beschlossen, die britische Bestands-Garantie auf Danzig auszudehnen. Das war eine Lüge, denn der britische Premier hatte genau das nicht getan. Doch diejenigen, die die Lüge fabrizierten und transportierten, waren Kriegsfreunde aus dem Foreign Office und dem Auslandsdienst MI6. Ihnen lag daran, dass die Polen die Provokationen hin zu einem Casus Belli beschleunigten. Flankiert wurde dieses Tun durch das Auftreten des US-Botschafters in Warschau, der die polnische Führung beschwor, keinen Inch zurückzuweichen.

Die Vorsehung greift ein

Hitler berief sich bei seinen oft wenig rational erscheinenden Entscheidungen auf die Vorsehung. Das war eine Art übernatürliche Macht, von der er behauptete, dass sie ihn lenke. In diesem Fall gab ihm die Vorsehung ein, Polen mit Krieg zu überziehen.

Heutige NS-Bekämpfer sind sich einig, dass der Angriffsbefehl gegen Polen ein Kriegsverbrechen gewesen sei, auf das der Diktator seit Jahren hingearbeitet habe. Man kann das vertreten, aber es stimmt mit den Fakten nicht so richtig überein.

(1) Die Kriegsvorbereitungen gegen Polen lassen sich ziemlich genau datieren und zwar anhand der Weisung *Fall Weiß*. Das war eine Kriegsvorbereitungsweisung für den Fall, dass Polen sich nach dem britisch-polnischen Bündnis feindselig zeigen sollte. Die einschlägige Weisung erging im April 1939.

(2) Es kommt bei der Beurteilung der Ereignisse des Jahres 1939 weniger darauf an, wie wir heutzutage einen derartigen Konflikt lösen würden, sondern man sollte zumindest erwähnen, was damals üblich war. Üblich war, dass eine Nation zu den Waffen griff, wenn ihre Landsleute durch einen anderen Staat misshandelt und die geltenden Regeln des staatlichen Miteinanders vorsätzlich und provokativ verletzt wurden.

Mit dieser Feststellung wird nichts entschuldigt. Einen Angriff nur unter der Fragestellung zu bewerten, ob es hierfür nach den geltenden völkerrechtlichen Vorstellungen eine Rechtfertigung gab, hat nichts damit zu tun, ob dieser Angriff angemessen und unter dem Gesichtspunkt des Wohls des eigenen Volkes klug war. Genau das ist – nun gut, wir kennen das Ergebnis – zu bezweifeln. Hitlers Angriffsbefehl löste einen Krieg ins Blaue aus. Einen Krieg, den Hitler in dem dann tatsächlich eintretenden Umfang nicht wollte. Er glaubte nicht daran, dass Frankreich und schon gar nicht Großbritannien Deutschland den Krieg erklären würden. Über diese Ignoranz sind wir durch zahlreiche Zeugen informiert.

Hitlers Entschluss basierte auf einer sträflichen Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse. So hatte er keine Ahnung von der Zerrüttung des polnisch-französischen Verhältnisses im Sommer 1939. Er hatte keine Ahnung davon, dass man nicht die Briten, sondern die Franzosen im September 1939 zum Jagen tragen musste, und er wusste nichts darüber, welchen amerikanischen Drucks es bedurfte, um den britischen Premier Chamberlain zum Kriegskurs gegen das Deutsche Reich zu veranlassen.

Zählt man diese Faktoren zusammen, kommt für den deutschen Führer ein mindestens so verheerendes Bild heraus, wie das, was der Mainstream so gerne von ihm zeichnet. Er, der sich eine Art Unfehlbarkeit zubilligte, beherrschte das nicht, was sein bewunderter Amtsvorgänger Otto von Bismarck aus dem Handgelenk konnte. Hitler beherrschte die Kunst des richtigen Augenblicks nicht. Er ließ sich durch polnische Aktionen zu einem förmlichen Krieg provozieren und tat damit genau das, was seine Feinde von ihm erwarteten, nämlich angreifen. Ein kaltschnäuziges Abwarten unter verbaler Bloßstellung der polnischen Unrechtsakte hätte seine Gegner vor unlösbare Probleme gestellt und die Polen, um das Gesicht nicht zu verlieren, vor die Notwendigkeit des vielfach angedrohten Angriffs gegen das Deutsche Reich – oder die Rückkehr an den Verhandlungstisch. Dazu kam es bekanntlich nicht, weil der angeblich geniale Führer ihnen zuvorkam.

©Helmut Roewer, Februar 2020

Im nächsten Heft folgt Teil 2: Der Zweite Weltkrieg und die Folgen.

Danziger Geschichten

Eine Reise von Königsberg nach Danzig

Vor ein paar Wochen traf sich eines Sonntagsmorgens in Königsberg eine Gruppe von Frauen, von denen die meisten bei einer Kaliningrader Firma arbeiten. Die Kolleginnen hatten etwas über ein Jahr gespart, und nun stand der gemeinsame Betriebsausflug an. Über das Wochenende sollte ein Mädchen-Ausflug nach Danzig gemacht werden. Das Programm: zuerst zur Marienburg, dann eine Fahrt durch das Danziger Werder, und am Abend die Ankunft in der Stadt. Die Männer waren bereits zum Haushüten vergattert worden, jedoch hatten sich einige Großmütter und auch Töchter dem „Bus der fröhlichen Frauen“ angeschlossen.



Abfahrt in Königsberg

Ich bekam das zufällig mit, weil sich zur gleichen Zeit ein Bus mit geborenen und nachgeborenen Königsbergern auf den Weg machte. Man winkte sich zum Abschied zu und wünschte einander eine gute Fahrt.

Danzig ist so weit weg nicht. Doch das ostpreußische Land ist heute durch eine Grenze durchschnitten, die auch dem ostpreußischen Herzen einen Stich gibt. Jedoch – nicht zu vernachlässigen die Freude, heute das Land seiner oder seiner Mütter und Väter Wurzeln sehen und erleben und oft auch selbst – immer noch, trotz all der Zeit – erspüren zu können. Viele unerwartete Begegnungen mit den heute dort lebenden Menschen haben sich zu Freundschaften entwickelt, im gegenseitigen Respekt des Andersseins. Das kostbarste Gut.

Die Grenze hat auf der einen Seite viel von ihrer früheren Garstigkeit verloren. Die Abfertigung ist sachlich-höflich, und meistens ist in weniger als einer Stunde der ganze Bus abgefertigt. Dass dies nicht selbstverständlich ist, zeigt sich etwas später. Die beiden Busse sehen sich hier wieder, und in den Herausforderungen lächelt man sich einen stillen Gruß zur Erhaltung der Contenance hinüber. Die „fröhlichen Frauen“ dürfen als erste weiterfahren. Ihr Wochenende ist kurz, wir wollen ihnen zwei unbeschwerte Tage wünschen.

Schließlich geht es auch für uns weiter. Wir verlassen Natangen und erreichen das Ermland, wo uns nach der schönen Stadt Braunsberg mit seiner Dreifaltigkeitskirche und der mächtigen Katharinenkir-

che schon die Stadt Frauenburg am Frischen Haff empfängt. 1282 zum ersten Mal als Sitz des ermländischen Domkapitels erwähnt, darf vermutet werden, daß Frauenburg schon früher als Siedlung der Prußen gegründet wurde. Die Lage am Wasser ist geradezu prädestiniert. Die Siedlung, die sich um das Domkapitel herum befand, bekam 1310 das lübische Stadtrecht verliehen. Die Chroniken berichten von einer Burg „Unserer Lieben Frau“, woraus sich der Name ableitete, übrigens auch in der polonisierten Fassung: „Frombork“.

Niklas Koppernigk, der Sohn eines deutschen Kupferhändlers gleichen Namens und seiner Frau Barbara geb. Watzenrode aus Thorn, lebte von 1513 bis 1543 in Frauenburg. Er wurde als Nicolaus Kopernikus ein berühmter Astronom und reüssierte auch als Arzt, Mathematiker und Kartograph – ein preußisches Universalgenie. Vor dem Dom ist seine Statue aufgestellt. 1807 fertigte der große Johann Gottfried Schadow eine Büste von ihm an, die heute noch in der 1843 eröffneten Walhalla im bayerischen Landkreis Regensburg ausgestellt ist. Der polnische Protest folgte damals auf dem Fuße. Eine Vereinnahmungsfrage, derer noch so manche folgten und die heute, aus der Sicht des 21. Jahrhunderts, seltsam anmutet. Wem „gehört“ er denn nun?



Frauenburger Dom mit Kopernikus-Denkmal



Nikolaus Kopernikus: Epitaph in Thorn

Kopernikus selbst war laut seiner Biographen von beiden Kulturen befruchtet. Seine Bücher schrieb er auf Latein. Und man kann sicherlich von Glück sagen, daß er bei der Wissenschaft blieb – im täglichen Streit hätte er sicherlich nicht das heliozentrische Weltbild entwickeln können, in dem die Nationalitätenfrage recht gleichgültig ist. Erkenntnisse über die Bahn der Planeten, die die Menschheit als Ganzes betreffen.

Wir verlassen Frauenburg und kommen weiter zur Marienburg. Die mächtige Burganlage, die zwischen 1270 und 1300 am Ufer der Nogat (einem Mündungsarm der Weichsel) errichtet wurde, beeindruckt noch heute durch ihre Dimensionen. Der Deutsche Orden, dessen Ursprünge in einem Feldhospital von Kaufleuten aus Lübeck und Bremen im Jahre 1190 – während des Dritten Kreuzzuges – im Heiligen Land bei der Stadt Akkon – entstanden sind, verlegte seinen Sitz im Jahre 1309 in diese Burg. Vorangegangen war die Eroberung der Stadt Danzig durch den Deutschen Orden in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1308.



Die Marienburg an der Nogat

Was in dieser Nacht genau geschah, ist unter Historikern umstritten. Eine Stadt wurde erobert – doch wie? Und unter welchen Opfern? Die Quellenlage ist widersprüchlich, und diese Unsicherheiten gaben die Blaupause für Kontroversen, die über die Jahrhunderte immer wieder politisch und propagandistisch ausgeschlachtet wurden und vielleicht auch noch werden. Der Nachgeborene steht ergriffen vor dem Panorama der Burg und fragt sich: diese Energien in ein konstruktives Miteinander gesteckt in Anerkenntnis der „irdischen Schwachheiten“ – und die Geschichte wäre anders verlaufen. Ein Gedankenflug, der in die Zukunft entschwindet.

Vielleicht kann die wiedererstandene Maria das Miteinander fördern. Auf der Ostseite wurde die mittelalterliche Statue, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, in den letzten Jahren restauriert. Vor Ort ist zu hören, daß man sehr lange gezögert habe, dieses wunderbare Kunstwerk wieder herzustellen. Es gehe die Sage um, daß Ostpreußen deutsch bleibe, so lange die Maria in das ostpreußische Land schaue. Heute bestaunen die Menschen das wiedererrichtete Werk in gemeinsamer Ehrfurcht, und so wollen auch wir einen Detailblick nehmen.

Überhaupt sind die Restaurierungsarbeiten an der Marienburg beeindruckend. Friedrich David Gilly aus Stettin hatte bereits 1794 eine Reise durch Ost- und Westpreußen unternommen, in deren Verlauf er die damals an Preußen zurückgekehrte Marienburg zeichnete. Die Bestandsaufnahme zeigte die Folgen jahrhundertelanger Fremdherrschaft, bei deren Behebung die Burg als preußisch-vaterländisches Monument entdeckt wurde. Die Zerstörungen durch den Zweiten Weltkrieg waren dann total; zeitgenössische Fotos zeugen heute noch davon und bestätigen angesichts des beeindruckend wiedererrichteten Zustandes die Erkenntnis: es geht nur gemeinsam.



Mit der Fahrt über die Brücke der Nogat erreichen wir ein Gebiet, das von 1920 bis 1939 zur Freien Stadt Danzig gehörte. Schon der Name dieser Struktur, die an den Status des späteren West-Berlin erinnert, weist auf die westpreußische Tragödie hin, die nach dem ersten Weltkrieg begann. Der Minderheitenschutzvertrag, der am 28.06.1919 in Versailles unterzeichnet wurde und formale Voraussetzung war für die Abtrennung des Gebietes, besaß nicht die Durchsetzungskraft, die man in ihm erhofft hatte. Viele Ereignisse aus dieser Epoche überschatten die betroffenen Familien noch heute – weitergegeben durch Generationen.



Am Wegesrand steht der Löwenzahn in voller Blüte, und eine Hummel labt sich an seinem Nektar. Wie klein und wie zerbrechlich, und dennoch wie kostbar ein Leben ist. Der Blick hebt sich und fällt auf ein westpreußisches **Vorlaubenhaus** (Foto oben), das wie ehemals auf ein Pferdefuhrwerk zu warten scheint. Die Zeit ist weitergegangen. Heute steht ein PKW im Hinterhof. Er gehört zu der Familie, die hier lebt. Doch der Adebar läßt seinen Blick wie seit Jahrhunderten über dieses Land schweifen. Unabhängig vom menschlichen Treiben weiß er: dies hier ist sein Territorium (Foto links).

Auf dem Wege nach Danzig fällt einem die Schönheit des Danziger Werders auf. Die Niederung mit ihren Wassergärten, die teilweise oberhalb der Straße verlaufen und die von holländischen Einwanderern, versiert und erfahren im Deichbau, vor Jahrhunderten angelegt wurden. Das Land ist hügelig und dennoch weit, die Landwirtschaft dominiert. Und dann fällt in der Ferne ein mächtiger Turm aus Backstein auf, der beim Heranfahren immer näher kommt.

„Aller Hansestädte prächtigste war und ist mein.
 Aller Ostlandskirchen mächtigste war ich und werde ich sein.
 Zweihundert Jahre wob ich mein Purpurkleid.
 Zu den Wolken hob ich, schwer stumpf und breit,
 Meines kantigen Turmes Backsteinwucht.“

Wahrzeichen aller Schiffer, blicke ich über die Bucht.
 Auf dem Giebelgewoge der Beischlaggassen,
 Gottes Orlogflotte, lieg ich gelassen.
 Durch meiner drei Schiffe Hallen brandend die Orgel rauscht,
 „Gerechte Sache“ heißt der Wind, der meine Fahnen bauscht.“

Es ist die Marienkirche. Wir sind in Danzig. „*Nec temere nec timide*“ ist der Wahlspruch dieser alten Hansestadt. „Weder unbesonnen, noch furchtsam.“

Wir haben Audienz bei einer Königin. Auch heute noch.



Am frühen Morgen ist die Stadt noch ruhig. Der schlesische Dichter Joseph von Eichendorff schrieb 1842 von Gespensterstatuen, die lautlos an Türen stehen. Über allem der nächtliche Mond, der träumerisch auf eine Stadt scheint, die mit ihren hohen Türmen und Giebeln wie eine Märchenwelt wirkt. In der Einsamkeit der Nacht ist es nur des Meeres Rauschen, das zu vernehmen ist:

(oben: Reiseplakat, ca. 1930 / rechts: Danziger Briefmarkenmotiv)

Die Stadt wird 997 zum ersten Male urkundlich erwähnt anlässlich der Heidentaufen des Prager Bischofs Adalbert. Dort, wo heute der Lange Markt ist, war bereits im frühen 13. Jahrhundert eine Kaufmannssiedlung entstanden, die 1224 vom pommerellischen Herzog Swantopolk II. das lübische Recht zugesprochen bekam. Der Herzog unterlag in dieser Zeit der polnischen Lehnshoheit, die er 1227 abstreifen konnte. Um 1295 schließlich wurde der Stadt das Magdeburger Recht verliehen.

Das Ringen wechselnder Herrscher durch die Jahrhunderte sollte Danzig jedoch nicht erspart bleiben, und ihr vorgenannter Wahlspruch hat sich durch die Epochen bewährt. Wir wollen dies heute an einigen markanten Sehenswürdigkeiten der Stadt erkunden. Die Leser mögen Verständnis für die Anwendung der deutschen Bezeichnungen haben. **Sie sei eine Verbeugung vor den alten Danzigern, die heute weit verstreut in der Welt leben und denen wir unseren Gruß und unsere Verbundenheit zu denken.**



*„Und der Türmer wie vor Jahren,
singt ein uraltes Lied.*

*Wolle Gott den Schiffer wahren,
der bei Nacht vorüberzieht.“*

Wenn die ersten Strahlen der Morgensonne das **Grüne Tor** an der Mottlau in ein goldenes Licht tauchen und noch niemand auf den Straßen ist, dann wirkt die Stadt in etwa so, wie Eichendorff es beschrieben hat. An dieser Stelle stand bis 1568 das **Koggentor** als Eingang zur Stadt. Das Grüne Tor stellt gleich zu Anfang den für Danzig so typischen Baustil des Manierismus vor; eine im 16. Jahrhundert weit verbreitete Kunstrichtung, in der sich der Künstler mit seinen Ideen so üppig als möglich ausdrückte. Und eine Kaufmannsstadt wie Danzig bot dazu das ideale Betätigungsfeld. Das Grüne Tor wurde von Johann Kramer aus Dresden entworfen und wirkt bis heute mehr wie ein Schloß. Der Blick von dort auf den **Langen Markt** ist einzigartig.



Das Grüne Tor im Morgenlicht: schreitet man hindurch, erreicht man den Langen Markt

Wir bleiben auf der Seite der Mottlau und gehen die **Lange Brücke** entlang. In Sichtweite steht das **Krantor**, eine der bekanntesten Sehenswürdigkeiten Danzigs. Zwischen 1442 und 1444 erbaut, besteht es aus zwei massiven Türmen, die in der Mitte eine Hebevorrichtung aus Holz einfassen. Das Heben schwerer Güter bis auf 27 Metern Höhe wurde alleine durch Muskelkraft erreicht, für die die Kranarbeiter auf Verbindungsstücke von Trommelrädern treten mußten. Auch Schiffsmasten wurden mit Hilfe des Krantores aufgerichtet.

Früher befand sich etwa 20 Meter weiter auch der Fischmarkt – doch der Geruch von Fischen in dieser Hafenstadt und das herz hafte Treiben der Fischfrauen verschwanden 1945 für immer. Man geht heute dort spazieren und weiß nicht um das pittoreske Leben, das hier einst war.

Ein paar Schritte zurück, tritt man durch einen Bogen auf die Frauengasse. Und hier scheint die Zeit stehengeblieben zu sein; besonders in den ruhigen Morgenstunden. Die Gasse ist noch leer, und man ertappt sich bei dem stillen Wunsch, daß liebe Menschen aus der Vergangenheit plötzlich aus dem Hause kommen und auf den Beischlag treten mögen. Die Beischläge waren seit dem 14. Jahrhundert im ganzen Ostseeraum verbreitet. Sie sollten den Hauseingang und das Erdgeschoß vor Überschwemmungen schützen. Diese Gasse in Danzig bietet ein einmaliges Bild dieser Architektur.



Mottlau und Krantor



Die Frauengasse vor dem Sonnenaufgang

Es geht auf die Marienkirche zu, und ihre Ausmaße beeindrucken mit jedem Schritt mehr. Sie ist die größte Backsteinkirche des Mittelalters in Europa. Der Baubeginn war am 28.03.1343. Architekt und Baumeister war der Danziger Heinrich Ungeradin, der auch das Rechtstädtische Rathaus schuf und

an den Umbauten des Artushofes und der Stadtmauer beteiligt war. Die Marienkirche wuchs um ein hallenartiges, dreischiffiges Querschiff und bekam eine Apsis. Auch in der Länge wurden drei Schiffe errichtet und ein 80 Meter hoher Turm. Die Fertigstellung sollte der Baumeister nicht mehr erleben – in 159 Jahren wuchs ein Gotteshaus, das heute noch beeindruckt und verstummen lässt.

Die Innenausstattung wurde im Zweiten Weltkrieg rechtzeitig ausgelagert und konnte somit größtenteils gerettet werden.

(Foto rechts: die Marienkirche zu Danzig)



Hervorzuheben ist die Astronomische Uhr von **Hans Düringer**, geschaffen von 1464 bis 1470. Sie zeigt nicht nur die Zeit an, sondern auch das Datum, die Feiertage und die Mondphasen. Gegen Mittag tritt aus einem Türchen ein Figurenzug, der Adam und Eva, die Apostel, die Heiligen drei Könige und den Tod zeigt – die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Gegenübergestellt der Trost des Herrn. Auf einer mittelalterlichen Kanzel lesen wir die Worte aus Johannes 10, Vers 9:

„Ich bin die Tür zu den Schafen. So jemand durch mich eingehet, der wird selig werden.“



oben links: eines der Schiffe in der Marienkirche

oben rechts: Altar mit Joh. 10 Vers 9

links: Astronomische Uhr von Hans Düringer, 1470



An der Außenwand, neben dem Eingang zur Marienkirche, ist heute noch eine Metallplakette zu sehen.

„Königlich Preußische Landesaufnahme“

ist dort zu lesen. Ein Programm, das am 01. Januar 1875 begann und Koordinaten der Trigonometrischen Punkte und der Höhen von Nivellements Punkten feststellte für die Erarbeitung topographischer Karten. Auch dies ein Zeugnis aus einer vergangenen Zeit.



Plakette der Landesaufnahme

Lassen wir beim Verlassen der Marienkirche noch einmal Agnes Miegel sprechen. Ihren oben vorangestellten Versen zum Eintritt nach Danzig folgt ein Ausklang, der beweist, wie sehr sie sich der Umstände ihrer Zeit bewußt war. Sie verläßt die Marienkirche zu Danzig mit den Worten:

*„Zu der Zeit, da der furchtbare Richter die Völker richten wird,
Wehe Dir, spricht Er dann: ‚Sei vom Feuer verzehrt,
Volk, das von meinem Wege geirrt!‘“*

Darf der Erzähler an dieser Stelle für Interessierte aufmerksam machen auf das Buch „Agnes Miegel – Abschied von Königsberg“, herausgegeben von Frau Dr. Marianne Kopp. In privaten Briefen aus den Jahren 1944-1953 lernen wir eine Frau kennen, die ihre Umwelt sehr genau erfaßte und das, was gesagt werden konnte, in prägnanten Worten zu formulieren wußte. Ein Zeit- und Stimmungsbericht, der unbeabsichtigt den personalen Rahmen verläßt und einen mikroskopischen Blick erlaubt auf ein ostpreußisch-deutsches Leben in diesen epochemachenden Jahren mit ihren Auswirkungen, die uns heute noch beschäftigen.

Nach diesem eindrucksvollen Besuch haben wir uns eine Pause verdient – finden Sie nicht auch? Blicken wir auf die junge Frau, die sich an einem Beischlag niedergelassen hat (*Foto rechts*). In entspannter Haltung genießt sie die Sonnenstrahlen, und das wollen wir ihr mit einer kleinen Rast gleichtun. Über die Jopengasse verlassen wir die Rechtstadt, wie dieser Teil Danzigs genannt wird, und mit ihr die Marienkirche.



Es geht in die Altstadt, die schon im 13. Jahrhundert – ähnlich der Kaufmannssiedlung am Langen Markt in der Rechtstadt – bewohnt war. In Altstadt konzentrierten sich die Handwerksbetriebe. Der Stadtteil wird von einem Kanal durchzogen, dem Radaune-Kanal. Er wurde 1338 vom Deutschen Orden angelegt und erwies sich als Segen für die lokale Wirtschaft (ähnlich den Ordensanlagen von Ober- und Schloßteich in Königsberg). Für die Sägewerke, die Mühlen und die sonstigen Betriebe in Danzig-Altstadt wurde er eine wichtige Energiequelle, und wenn er der heutigen Stadt immer noch einen Nutzen bringt, so hat sie es – auch noch im 21. Jahrhundert – dem Deutschen Orden zu danken.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurden in der Altstadt nur einige markante Sehenswürdigkeiten wieder aufgebaut, so daß sie heute einen jüngeren Eindruck macht. Wir gehen nicht die Breite Gasse entlang, sondern nehmen einen Umweg durch die kleinere Ziegengasse, die Junkergasse und die Kleine



Mühlengasse. Und schon stehen wir vor der **Großen Mühle** (Foto links), die um 1350 vom Deutschen Orden errichtet wurde. Das Satteldach könnte ein einziges Zelt sein, doch darunter lagerten vielerlei Getreidesorten, die von 16 Mahlsteinen zerkleinert wurden. An ihrer vorderen Seite wurde eine zweistöckige Bäckerei angebaut, deren Schornsteindach nach oben hin spitz zuläuft. Die Mühle war eines der größten wirtschaftlich genutzten Bauwerke des Mittelalters und wird heute immer noch gewerblich genutzt.

Gegenüber, im Karrée Weißmönchen-Kirchengasse, Am Sande und Pfefferstadt befindet sich das **Altstädtische Rathaus** aus dem späten 16. Jahrhundert. Ein Backsteingebäude in der Form eines Quaders, dazu ein schlanker Turm als Krönung.

(Foto rechts)

Die Steinelemente im Fries verlaufen nicht entlang der Fensterachsen, sondern liegen seitlich – ein typisches Architekturmerkmal aus der **Renaissance**.

Auf dem Bild nur teilweise zu erkennen sind zwei Masken, die sich oberhalb der Konsolen am Hauptportal befinden. Sie stellen die Tugend und die Untugend dar – ein Hinweis, der für ein Rathaus sicherlich nicht ganz fehlplatziert ist.

Über **Schmiedegasse** und **Holzmarkt** geht es wieder Richtung **Rechtstadt**, wo uns in der Großen Scharmachergasse das **Große Zeughaus** beeindruckt. Es entstand von 1600-1609 und ist ein Meisterwerk des niederländischen Manierismus: Türmchen, Bögen, Medaillons, Verzierungen soviel das Herz begehrt und noch etwas mehr.



Dazwischen das Danziger Wappen, gehalten von zwei mächtigen Löwen. Das Große Zeughaus wurde als Arsenal errichtet, hat aber seine Funktion längst eingebüßt.



Links: Großes Zeughaus von 1609 (Gesamtansicht) / rechts: Danziger Wappen am Großen Zeughaus

Die Sonne steht inzwischen hoch am Mittagshimmel. Entlang der Jopen- und der Portechaisengasse kommt uns ein Stimmengewirr entgegen, das anzeigt: wir sind wieder im Zentrum und erreichen die **Langgasse**. Ein Strom von Menschen, in dem jedoch keine Hektik und keine Unruhe auszumachen ist. Die Schritte sind gemächlich, und es bleibt genügend Platz für ein Innehalten, um die fantastisch wieder aufgebaute Langgasse zu bewundern. Markanter Bezugspunkt ist das **Rathaus der Rechtstadt**. Herzog Swantopolk II, von dem wir schon hörten, veranlaßte hier den Bau eines **hanseatischen Kontors** im Jahre 1298. Der Nachfolgebau wurde 1327 errichtet. Es ist das heute noch stehende Gebäude, dem von 1486-1488 ein schlanker Turm von dem Architekten Heinrich Hetzel angefügt wurde. Zu dieser Zeit war das Rechtstädtische Rathaus noch in gotischen Formen gehalten. Nach einem Brand im Jahre 1556 wurde dann auch dieses Gebäude im Stil des Manierismus gestaltet. Viele Einrichtungsgegenstände überdauerten die Zeit. Im Zweiten Weltkrieg wurden auch hier die größten Kostbarkeiten durch eine kluge Auslagerung vor der Vernichtung bewahrt.



Langer Markt mit Rechtstädtischem Rathaus



Dächer in der Rechtstadt

Eines der spektakulärsten Zeugnisse spätmittelalterlicher Kunst ist das zentrale Deckengemälde im **Roten Saal**. Es entstand in den Jahren 1606-1608 von dem Danziger Künstler **Isaak van den Blocke**. Er wurde um 1575 in **Königsberg** geboren und war der **Sohn des Bildhauers Willem van den Blocke und Bruder des Architekten Abraham van den Blocke**. Die Familie war flämischer Herkunft und hat in Danzig vielerlei architektonische und künstlerische Meisterwerke hinterlassen. Der Rote Saal im Rechtstädtischen Rathaus zu Danzig gehört mit seinen reichhaltigen Dekors zu den bedeutendsten Innenräumen im norddeutschen Raum zu jener Zeit. Das Deckengemälde stellt die **Verklärung Danzigs** dar, insbesondere seiner **Handelszunft**. Der Quell des Wohlstands ist die **Mündung der Weichsel**, und zu Fuße des **Triumphbogens** sehen wir Danziger Bürger, Patrizier, Kaufleute aus fernen Ländern, aber auch Flößer und polnische Adelsmänner. Ein breites Panorama der unterschiedlichen Menschen, die damals das Stadtleben in Danzig prägten. Die Hand Gottes, die den Rathhausturm hält, steht dabei für den Schutz der Stadt.

(Foto rechts, Aufn. St. Skladanowski, in: Danzig – Bilder einer Stadt, TOSA Verlag, Wien/Dresden 2006)



Wir wollen an dieser Stelle, stellvertretend für die vielen Menschen, die Danzig im Laufe der Jahrhunderte mit ihrer Haltung des „Nec temere, nec timide“ geprägt haben, zwei Persönlichkeiten dieser Stadt vorstellen.

Zuerst den Danziger Kaufmann **Georg Giese** (geb. 1497 in Danzig, verstorben 1562 in Danzig). Georg Giese lebte zeitweise in London, wo er für ein Kontor der Hanse tätig war. Er kam später nach Danzig zurück.

Zu seiner Familie gehörte der Kulmer und spätere ermländische Bischof **Tiedemann Giese**, der ein Freund von **Nikolaus Kopernikus** war. Der Maler **Hans Holbein der Jüngere** schuf 1532 das Portrait, das wir hier sehen (*Abbildung rechts*).

Die Briefe, die Waage, das Rechnungsbuch, ein Siegel und ähnliche Details lassen den Kaufmann erkennen, und tatsächlich gilt dieses Bildnis als das bedeutendste Kaufmannsportrait in der deutschen Malerei. Es befindet sich heute in der Gemäldegalerie Berlin.



Im künstlerischen Bereich würdigen wir **Daniel Nikolaus Chodowiecki** (geb. 1726 in Danzig, verstorben 1801 in Berlin). Er war im 18. Jahrhundert der beste und bekannteste deutsche Kupferstecher, Grafiker und Illustrator. Seine Zeichnungen z.B. vom Leben **Friedrichs des Großen** sind heute noch als Nachdrucke beliebte Erinnerungsstücke für die Touristen, die nach Berlin kommen. Wir sehen ihn hier auf einem posthumen Portrait, daß **Adolph von Menzel** 1859 geschaffen hat.

(*Abbildung links*)



Dort, wo die Langgasse auf den Langen Markt führt, befindet sich auch der berühmte **Artushof**. Hier treffen wir auf ein weiteres Zeugnis der Familie van den Blocke. Abraham gestaltete die heutige Form des Gebäudes in den Jahren 1616/1617. Die Skulpturen an den Fenstern und die Nischen der Attika zeigen allegorische Symbole, die die Gerechtigkeit, die Tapferkeit und das Glück darstellen. Der Artushof war ab 1742 auch der Sitz der **Danziger Börse**.

Er wird bewacht von **Neptun**, der vor dem Gebäude einen eigenen Brunnen hat. 1633 veranlaßte der Danziger Bürgermeister **Bartolomeo Schachmann** die Aufstellung dieser Skulptur, die 1615 in Augsburg nach Entwürfen der Bildhauer **Peter Husen** und **Johann Rogge** gegossen wurde.



Artushof (Foto: Joachim Scheuring)

Neptun stellt die Verbindung Danzigs zum Meere dar. Seine Wirkungskraft zeigte er aber auch auf dem Lande und das sogar in dieser Stadt, als einst ein reiches Kaufmannsschiff in den Hafen einlief. Die Danziger Kaufleute richteten ein Fest im Artushof aus, und sogar die Armen auf dem Langen Markt wurden bedacht. Im Brunnen Neptuns floß an diesem Abend Wein statt Wasser, und jedermann und jede-frau durfte sich frei bedienen. Das Fest wäre heute vergessen, wäre nicht einer der Kaufleu-te im Trunke zuerst in den Übermut und dann in den Hochmut verfallen. Er warf Goldmünzen in den Brunnen und stellte den Armen in Aus-sicht, das Gold behalten zu dürfen, wenn sie es herausfischen könnten, ohne sich dabei die Hände naß zu machen.

In der allgemeinen Empörung über diesen Frevel wurde Neptun lebendig. Er stieg von seiner Säule und nahm seinen Dreizack, mit dem er alle Goldstücke zerstörte. Am Ende des Festes war es der Wirt des nahen Gasthauses zum Lachs, der den verbliebenen Wein in Fässer füllte und im Keller sei-nes Hauses lagerte.



Neptunbrunnen

Als viele Jahre darauf die Stadt Danzig von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde, erinnerte man sich dieser Fässer. Ein malader Ratsherr nahm ein Schmeckprobchen und wurde wieder ge-sund. Daraufhin wurde das goldene Wasser an alle erkrankten Bürger verteilt, die darauf wieder zu Leben und Arbeit zurückkehren konnten. Das Danziger Goldwasser war geschaffen und wurde mit dem „Lachs“ ein Markenname.

Wer sich weniger auf eine alte Sage, sondern mehr auf die Chroniken der Stadt verlassen möchte, findet auch hierzu eine Erklärung. Im Jahre 1598 gründete der niederländische Glaubensflüchtling Ambrosius Vermoellen, ein Mennonit aus Lier, im Danziger Hause „Der Lachs“ eine Fabrik zur Her-

stellung von Alkoholika auf der Basis von Kräutern und Gewürzen. Gold als Zutat zu einer Arznei war im Mittelalter recht häufig; es bestand aus dünn gehämmerten Plättchen, die in Essig, Pflanzenöl oder Alkoholika eingelegt wurden.

Daß wir heute noch das Original in Deutschland erwerben können, ist einem glücklichen Zufall geschuldet. Die Firma hatte bereits 1922 einen Zweigbetrieb in Berlin eröffnet, über den der Westen unseres Landes und das Ausland beliefert wurden. So fielen die Rezepte und der Unternehmensname nicht in fremde Hände, sondern ermöglichen uns auch heute noch den authentischen Genuß dieses Likörs. In der Literatur wurde er übrigens durch niemand geringeren als Theodor Fontane verewigt. Er läßt uns im „Stechlin“ an einem Gespräch des alten Dubslav mit einem Hauptmann von Czako teilhaben, Zitat:



„Darf ich Ihnen einschenken? Oder vielleicht lieber Danziger Goldwasser? Kann ich übrigens auch empfehlen.“ – „Dann bitte ich um Goldwasser. Es ist doch schärfer, und dann bekenne ich Ihnen offen, Herr Major... Sie kennen ja unsre Verhältnisse, so'n bißchen Gold heimelt einen immer an. Man hat keins und dabei doch zugleich die Vorstellung, dass man es trinken kann – es hat eigentlich was Großartiges.“

(Foto links: in der Rechtstadt – Detail)



Wir verlassen die Lange Gasse durch das **Goldene Tor** (Foto links), das mit der Peinkammer (ein früheres Gefängnis) und dem Hohen Tor den westlichen Abschluß dieses früheren Königsweges bildet. Das Goldene Tor wurde von 1612 bis 1614 errichtet. Ich erinnere mich eines Besuches in den frühen 1980er Jahren, als dieser Weg recht trist und grau aussah. Das Einzige, was damals in der Langen Gasse prangte, war ein knallrotes Transparent mit einem martialischen Spruch, wonach man hier immer war und immer hier bleiben werde.

Das Transparent ist lange verschwunden, und man sieht an den seither erfolgten Arbeiten, wie die frühere Pracht – so in etwa muß sie ausgesehen haben – in großen Teilen zurückgekehrt ist. Am Bogen des Goldenen Tores prangen heute in altdeutscher Schrift die Worte: *„Es müsse wolgehen denen die dich lieben es müsse Friede sein inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen.“* Die berührenden Worte des Psalms 122, Verse 6 und 7 über den Frieden in einer Stadt, in der er lange nicht zu Hause war. So sehr das Herz und die Erinnerungen und das verletzte Recht bis heute weinen; es ist der Frieden, der die Tränen wenn schon nicht trocknen, dann vielleicht lindern kann.

Wir kommen zum Abschluß unserer Strecke. Über den **Dominikswall, Holzmarkt, Töpfergasse** und **St.-Elisabeth-Kirchgasse** erreichen wir den **Hauptbahnhof**, der von 1894 bis 1900 gebaut wurde. Mit seinem Baustil fügt er sich passend in die Stadtlandschaft ein. Der Turm oberhalb der Uhr nimmt den Turm des Altstädtischen Rathauses wieder auf, und es beeindruckt die vielen architektonischen Details am Gebäude. Hätte ich nur nicht so genau hingesehen! Wenn ich nicht irre, hat sich an der Stelle, wo sich einst das Wappen von Westpreußen befand, nun ein weißer Adler niedergelassen.

Und der scheint sich dort recht wohl zu fühlen. Die gleiche Stelle auf der Rückseite des Gebäudes ist – leer. Ich beruhige mich damit, daß es ein lokales neuzeitliches Kunstwerk sein muß, denn der polnische Adler, der diesem Exemplar verblüffend ähnlich sieht, hat es nicht nötig, sich mit fremden Federn zu schmücken. „*Ein lokale moderne Arbeit*“ schreibe ich ins Notizbuch. Vielleicht soll diese Arbeit eine Verbindung herstellen – legen wir es zum Besten aus.



Danzig – Hauptbahnhof



Der weiße Adler am Giebel neben dem Bahnhofsturm

Dies scheint ein unscheinbares Stück Land direkt hinter dem Bahnhof zu bestätigen. Einige Skulpturen deuten an, daß es sich hier um kein alltägliches Grundstück handelt. Ein Schild vom Rat der heutigen Stadt informiert, daß hier der „**Friedhof der nichtexistierenden Friedhöfe**“ als Denkmal im Jahre 2002 errichtet wurde. Die Stelle ist nicht zufällig gewählt, denn hier, am Hagelsberg bis hin zur Vorstadt Schidlitz, befanden sich früher verschiedene Friedhöfe der Stadt Danzig. In einer der wenigen deutschsprachigen Übersetzungen zeitgenössischer Beschilderungen wird informiert, daß dieses Denkmal *„steht für all die Orte der Totenbestattung, die durch die Wirren der Geschichte, der Niederlagen und des Krieges zerstört wurden. Es ist ein die Zeit überdauerndes Zeichen des Respekts der Menschen, die heute in dieser Stadt wohnen, gegenüber denen, die sie in der Vergangenheit aufgebaut und entwickelt haben...“*.



Friedhof der nichtexistierenden Friedhöfe

Dem hinzugestellt ist ein deutsches Gedicht von **Mascha Kaléko**, das hier wiedergegeben werden soll:

*„Der Hunderttausend, die kein Grabstein nennt,
Und die nur Gott allein bei Namen kennt.
Saß er doch wahrlich strenge zu Gericht,
Sie alle aus dem Lebensbuch zu streichen.
Herr, mög' der Bäume Beten dich erreichen.
Wir zünden heute unser letztes Licht.“*

Die vielen Eindrücke unseres Ausfluges nach Danzig wollen wir mit einem Orgelkonzert im **Dom von Oliva** beenden. Die **Zisterzienser** errichteten hier im 13. Jahrhundert ein Gotteshaus, das nach einem Brand im Jahre 1350 seine bis heute bestehende Form bekam. Die Inneneinrichtung stammt aus dem Barock, und die Rokoko-Orgel wurde von 1763-1788 in der Klosterwerkstatt vom Meister **Johann Wulf** und **Friedrich Rudolf Dalitz** hergestellt. Sie war damals die größte Orgel Europas. Ganz langsam und fast zärtlich verströmt sie bei den ersten Tönen einen lieblichen Fluss von Melodien, die durch den Dom wehen. Das steigert sich unmerklich, bis dann als einer der Höhepunkte Bach's mächtige Toccata und Fuge in D-Moll das ganze Kirchenschiff vereinnahmt und niemanden unter den Zuhörern unbeeindruckt läßt. Körper und Geist werden vollständig gefangengenommen und es braucht einige Zeit, bis man sich wieder beruhigt hat.



Dom von Oliva

Ein Gang durch die Kirche führt uns zu einem Grabmal, das im Jahre 1599 für eine Familie namens **Kos** entstanden ist. Es weist, wie nur selten ein sakrales oder ein weltliches Kunstwerk, auf die schicksalhafte Doppelnatur des Menschen hin. Das Gute und das Böse, das in jedem Menschen abrufbereit ist zur Entwicklung nach außen. Wir sehen zwei **Ordensritter**, die recht andächtig im Gebet vertieft sind. Daneben steht ein kleiner, aber offenbar sehr lebenserfahrener Mönch. Er scheint seine Schäfchen zu kennen. Ein kritischer Blick, und vielleicht auch die Hoffnung für diese beiden Herren, auf daß sie die guten Kräfte für ihre Leben entwickeln mögen.



Zwei fromme Ordensritter – und ein kritischer Blick

Es gäbe noch viele Orte, die in dieser wunderbaren Stadt zu entdecken wären: die Brigitten- oder die Katharinenkirche. Das Uphagenhaus oder das Goldene Haus in der Rechtstadt. Kieck en de Kök oder die Steinschleuse. Sie alle, und vieles andere mehr, seien Grund und Anlaß, zu weiteren Entdeckungen wiederzukommen.



Auf Wiedersehen in Danzig!

Und das kann vielleicht auch das bleibende Resümée sein, das wir aus Danzig mitnehmen. „*Mourir pour Dantzig?*“ titelte am 05. Mai 1939 die französische Zeitung „*L'Oeuvre*“. Sollten die Franzosen sterben, weil Danzig damals nach Deutschland zurück wollte?

Die Wahrheit, so stark sie ist, ist auch sehr verletzlich. Sie kann sich nicht wehren, wenn sie mißbraucht wird oder in viele kleine subjektive Wahrheiten aufgeteilt wird. Ihre Helferin ist aber die Zeit. Zeit, die es braucht, um Erschütterungen zu begreifen, um Ruhe zu finden in den Seelen und in den Temperamenten.

Zeit, um Frieden zu suchen und zu finden und fortwährenden Frieden zu schaffen in wahrhafter und mutiger und ehrlicher Erinnerung dessen, was mit dem „Friedhof der nichtexistierenden Friedhöfe“ so anschaulich ausgedrückt wird.

In Mut und Demut das Miteinander leben und von einander lernen, auf daß unsere Kinder sagen können: „*Für Danzig leben!*“. Die Geschichte dieser Stadt ist so reich und so lehrreich – sie reicht für alle.

Als sich die kleine Gemeinde zur Rückfahrt nach Königsberg sammelt, gibt es ein Wiedersehen mit dem „Bus der fröhlichen Frauen“ aus Kaliningrad. Auch sie haben ein aufregendes Wochenende hinter sich. Das Heimatliche stand bei ihnen weniger im Vordergrund, aber die Begeisterung über die Stadt hat auch sie angesteckt. Ganz im Hier und Heute verhaftet, wurden sogar einige Schnäppchen gemacht.

In einem modernen Einkaufszentrum in etwa auf der Höhe, wo früher die Bastion Gertrud und das „Stadtgebiet Altschottland“ waren, konnte zum günstigen Preis die Frühjahrsgarderobe aufgefrischt werden. Für die Kinder steckt ein Spielzeug in der Tasche, und der Mann soll mit einem internationalen Herrenduft überrascht werden.

Am Vorabend waren die Damen in einer Karaoke-Bar, in der man zu bekannten Melodien den dazugehörigen Liedtext nachsingen kann. Auf dem Programm stand unter anderem ein Lied von ABBA, die – aus Schweden gebürtig – in den 1970er Jahren auch in der Volksrepublik Polen und der damaligen Sowjet-Union bekannt und beliebt waren. Viele ihrer Lieder sind bis heute unvergessen.

Als die beiden Busse in die Nacht hinausfahren, hört man beim Einsteigen aus dem russischen Bus noch eine Textzeile vom Vorabend. Zu einer eingängigen Melodie heißt es:

„Wir werden einen Weg finden, einem neuen Morgen gemeinsam zu begegnen.“



Nächtlicher Abschied

Text und Fotos (soweit nicht anderweitig bezeichnet): Jörn Pekrul

Liebe Landsleute, liebe Leser, liebe Freunde Ost- und Westpreußens,



seit anderthalb Jahren gibt es die Möglichkeit, Einzelmitglied bei der Landesgruppe zu werden. Davon machen in erster Linie Landsleute und Freunde Gebrauch, in deren Nähe es keine Orts- oder Kreisgruppe gibt oder deren örtliche Gruppe sich aufgelöst hat.

Sie können unsere Arbeit aber in jedem Falle durch Mitgliedschaft unterstützen! Für 60,- € pro Jahr (also für 5,- € pro Monat) sind Sie voll stimmberechtigtes Einzelmitglied.

Bedenken Sie stets, daß ein Verein oder Verband umso mehr Gewicht hat, je mehr Mitglieder er zählt! Außerdem geben Sie unserer Landesschatzmeisterin Planungssicherheit, wenn sie überschlägig ermitteln kann, wie viele Mittel an Beiträgen zusammenkommen. Denn trotz ehrenamtlicher Arbeit – Papier und Briefmarken müssen gekauft, Eigenanteile für Förderprojekte müssen bezahlt werden! Und das geht nur mit Spenden und/oder Mitgliedsbeiträgen...

Dürfen wir Sie bitten, einmal in Ruhe darüber nachzudenken? Ja? Vielen Dank!

Rüdiger Stolle, Christoph M. Stabe, Rainer Claaßen, Pia Lingner-Böld (Landesschatzmeisterin)

Deutsche in der Heimat 4: Schafzucht am Frischen Haff

Dora Mross und das Randow'sche Vermächtnis

Dünhöfen (Gem. Tolkemit, Lkr. Elbing). Man findet sie sofort, wenn man der Skuddenherde ansichtig wird, denn sie ragt gut sichtbar aus der Herde heraus: **Dora Mross** geb. Kunz kümmert sich laufend um ihre Tiere – Schäferin sein ist ein Vollzeitberuf, egal ob in der Rhön, auf der Lüneburger Heide oder am Frischen Haff!



Dora Mross in ihrem Element: Skudden sind die ältesten ostpreußischen Hausschafe

Dora Mross wohnt seit über zwanzig Jahren wieder in ihrem Elternhaus in Dünhöfen. Sie erzählt, wie das kam:

„Nach der Vertreibung im November 1945 hatten wir bis November 1965 keinen Kontakt mehr zu unserer alten Heimat. Dann ergab es sich, dass ein ehemaliger Dorfbewohner aus der DDR eine Reise nach Ost-/Westpreußen machen konnte und er dabei auch unseren Heimatort aufgesucht hat. Er traf dabei auch die Bewohner meines Elternhauses, und diese äußerten den Wunsch, unsere Familie kennenzulernen. Es kam dann zu einem regen Briefwechsel und Einladungen. 1974 fuhren mein Mann, der mittlere Sohn und ich nach Dünhöfen und später weiter nach Masuren.

Ich muß hinzufügen, daß mein Mann aus Sensburg stammte. Seiner Familie war die Flucht nicht gelungen, und so blieben sie dort. Nach der Besetzung durch die Polen, er war damals 16 Jahre alt, mußte er Polnisch lernen und später auch die polnische Staatsbürgerschaft annehmen. 1958 bekam er die Erlaubnis, zu Besuch in die BRD zu fahren, wo er dann auch blieb.

So hatten wir 1974 keine Schwierigkeit mit der Sprache. Das Ehepaar, das mein Elternhaus gekauft hatte, kam gebürtig aus Westpreußen, Kreis Pr. Stargard, und der Mann sprach gut Deutsch, die Frau ein wenig.

Durch unsere späteren Besuche hat sich zwischen unseren Familien eine enge Freundschaft entwickelt. 1986 ging das Ehepaar in Rente, sie verkauften das Anwesen an einen jungen Mann, der aber

nur bis 1991 dort wirtschaftete. Sein Projekt Schweinezucht ging den Abgrund hinunter und er mußte verkaufen. Nun trat unser alter Freund in Aktion und überredete uns, das Anwesen zu kaufen, damit wir weiter unseren Urlaub dort verbringen konnten. Die politischen Zeiten hatten sich in Polen auch geändert.

Meine ganze Familie war von der Idee begeistert, und es wurde über eine Strohfrau gekauft. 1996 gründete unser jüngster Sohn mit der Strohfrau eine Gesellschaft. Inzwischen war ich 60 Jahre alt geworden und somit auch Rentnerin.



So hübsch und malerisch sieht das Elternhaus von Dora Mross heute aus!

Wir renovierten das Haus und richteten Gästezimmer ein. Es kamen Verwandte und Bekannte zu Besuch. Somit konnte ich mir einen Wunsch erfüllen – Gästebeherbergung war schon immer mein Traum!

Seit 1996 waren wir nun jedes Jahr für mehrere Wochen hier, und als wir uns dann mehrere Tiere anschafften, blieben wir fast das ganze Jahr über.

Die Idee mit den Skudden kam, als ich bei einem Ostpreußentreffen Herrn Christian Conrad von Randow kennenlernte, der dort einen Stand mit seinen Skudden hatte. Sein Wunsch war es, diese Schafe nach Ostpreußen zurückzuführen. Ich bot ihm an, die Skudden bei uns aufzunehmen. Herr von Randow hat den Transport nicht mehr erlebt. Kurz vorher verstarb er.“

Wie ist das Verhältnis zur Nachbarschaft? Dora Mross lacht: „Normal und gut – mein Mann konnte sich ja mit allen verständigen. [Anm. d. Red.: Kurt Mross starb 2010 in seiner Wahlheimat Westpreußen.] Ich selbst beherrsche die polnische Sprache nur durch einige Sprachkurse und den Umgang. Für Behörden und Ämter haben wir eine Dolmetscherin und meine hauswirtschaftliche Hilfe, die deutsch spricht.“

Hat sich das Verhältnis in der letzten Zeit verschlechtert? Dora Mross hat bisher keine schlechten Erfahrungen gemacht, allerdings ist sie die einzige Rückkehrerin in der Umgebung. Sie steht natürlich

mit dem Deutschen Verein sowie mit der evangelischen Kirchengemeinde in Elbing in Verbindung. Weitere Kontakte hält sie mit Bekannten in Masuren aufrecht. „Leider stirbt die Erlebnisgeneration immer mehr aus“, sagt sie. „Aber ich freue mich immer, wenn ich meinen Gästen von früher berichten kann, hauptsächlich jüngeren Leuten.“

Würde sie auch anderen Deutschen empfehlen, den Sprung zu wagen, oder würde sie lieber abraten? Dora Mross überlegt nicht lange: „Ich würde keinem zu- oder abraten. Das muß jeder für sich entscheiden.“

Ach ja: 2017 erhielt Dora Mross die Ehrenbürgerschaft der Stadt und Gemeinde Tolkemit! In der Begründung hieß es u.a., daß ihre Entscheidung, wieder in die alte Heimat zurückzukehren, Respekt abnötige....



Ob Skudden, Hund oder Katze – die Westpreußin Dora Mross liebt sie alle!

Text: Rainer Claaßen / Dora Mross / Fotos: Familie Mross

Wenn Sie Dora Mross besuchen oder in Dönhöfen Ferien machen wollen, schauen Sie sich die Internetseite an:

<https://urlaub-bei-familie-mross.de/>

Kontakt Dönhöfen (Republik Polen):

Dora Mross, Przybyłowo 18, PL 82-340 Tolkmicko
Tel./Fax 00 48 55 / 2 31 21 92

Kontakt Bundesrepublik Deutschland:

Familie Mross, Jedinghagen, Bickerweg 18, D 51709 Marienheide
Tel. 0 22 64 / 4 01 33

Die E-Mail-Adresse von Dora Mross lautet:

mross.duenhoefen@gmail.com

Buchbesprechung 1: „Volksabstimmung“



Der Erste Weltkrieg wird von vielen Historikern als die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts bezeichnet. Die nachfolgenden Friedensschlüsse veränderten die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen Europas derart radikal, dass die Folgen bis heute spürbar sind.

Eine Bestimmung des Versailler Vertrages betraf auch Teile Ost- und Westpreußens. In einer Volksabstimmung, polnisch »plebiscyt«, sollte die Bevölkerung selbst entscheiden, ob die betroffenen 15 bisher deutschen Kreise an die Republik Polen angeschlossen werden oder der Provinz Ostpreußen des Deutschen Reiches angehören sollten.

Diese turbulente Zeit der Jahre 1919 und 1920 in allen seinen vielfältigen und wenig bekannten Facetten war bereits vor mehreren Jahren das Thema einer großen Sonderausstellung im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen, die auf reichhaltig bebilderten Informationstafeln die ganze Bandbreite deutscher und polnischer Aktivitäten nachvollziehbar

darstellte und die Ereignisse vor 100 Jahren um den 11. Juli 1920 herum, den Tag der Volksabstimmung, beschrieb.

Um diese heute sehr seltenen Archivmaterialien einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wurde ein zweisprachiges (deutsch/polnisch) Begleitbuch zur Ausstellung herausgegeben. Darin werden auch solche Druckerzeugnisse nicht verschwiegen, die der hitzigen Situation der damaligen Zeit entsprachen, heutzutage jedoch teilweise befremdlich wirken. Enthalten sind zudem zahlreiche Fotos, Landkarten und Dokumente, die bisher noch nie veröffentlicht wurden. Die Texte beschreiben wichtige Kapitel der damaligen Zeit, wie etwa die polnischen Gebietsansprüche, die Daten des Versailler Vertrages, die Abtretung des Soldaugebietes und seine Hintergründe, die Aufgaben der interalliierten Kommission, die Geschichte der deutschen Heimatverbände und der polnischen Nationalbewegung in Westpreußen sowie der Ereignisse am Tag vor der Abstimmung in Ermland und Masuren. Abschließend werden die Ergebnisse der Volksabstimmung, die Übergabe, Gedenkstätten zur Volksabstimmung sowie die Abhandlung in der Numismatik und in der Philatelie dargestellt.

Besonderer Dank gilt der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg, die den Druck dieser Publikation finanziert hat.

Manfred E. Fritsche

Buchbesprechung 2: Unterwegs zur Weltherrschaft 3

Viele der sogenannten „Verschwörungstheorien“ erwiesen sich im Nachhinein als wahr, nachdem hartnäckige Recherchen entsprechende Beweise zutage gefördert hatten. Das gilt auch und gerade für die neueren Erklärungen, warum der Erste und Zweite Weltkrieg tatsächlich ausbrachen und was die wahren Triebkräfte der Protagonisten des Kalten Krieges waren. Nicht wenige davon stammen von Helmut Roewer, im Laufe seiner Karriere unter anderem Panzeroffizier, Rechtsanwalt, Beamter im Bundesinnenministerium sowie dann von 1994 bis 2000 Präsident des Thüringischen Landesamtes für Verfassungsschutz und seither Autor lesenswerter historischer Sachbücher. Wobei die Trilogie „Unterwegs zur Weltherrschaft“ in diesem Zusammenhang ganz besondere Erwähnung verdient.

In deren erstem Band mit dem Titel „Warum England den Ersten Weltkrieg auslöste und Amerika ihn gewann“ ging es um die Vorgeschichte dieses Konfliktes sowie dessen Verlauf und unmittelbare Ergebnisse. Im nächsten Band namens „Warum eine anglo-amerikanische Allianz Deutschland zum zweiten Mal angriff und die Rote Armee in Berlin einmarschierte“ behandelte Roewer dann in gleicher

Weise den Zweiten Weltkrieg. Und der abschließende Band Drei beantwortet nun die Frage „Warum das US-Imperium so lange bei uns Erfolg hatte, jedoch an der Umerziehung der Ostdeutschen scheiterte.“ Das heißt, der Verfasser untersucht jetzt den Zeitraum von 1945 bis zur unmittelbaren Gegenwart.



In diesem Abschnitt der Geschichte versuchten die maßgeblichen politischen Akteure in Großbritannien und den USA, ihre Mitverantwortung für die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs zu verschleiern. Das geschah durch doppelte Indoktrination: Zum einen wurde das eigene Volk über die wahren Kriegsursachen belogen, zum anderen sollten die besiegten Deutschen – so wie nach dem Ersten Weltkrieg auch – die Alleinschuld für das Massensterben auf sich nehmen.

Um das letztere Ziel zu erreichen, initiierten die USA ein Umerziehungs-Programm, das bis zum heutigen Tage Wirkung zeigt – zumindest bei der Mehrzahl der Bürger der alten Bundesländer. Denn die Bevölkerung der ehemaligen DDR spielt dabei nicht so recht mit. Schließlich durchlebte sie ja kein Wirtschaftswunder, sondern 40 Jahre der relativen Armut infolge der Ausplünderung durch die Sowjetunion samt strammer kommunistischer Diktatur und unablässiger politischer Indoktrination. Das machte die Menschen im „Arbeiter-und-Bauern-Staat“ weitgehend immun gegen jede Form von politisch korrektem Geschwätz, wie die Eliten in

den USA und deren hiesige Handlanger mittlerweile schmerzvoll erkennen mussten.

Roewer gliedert seine Darstellung dabei in zwei Hauptteile. Im ersten behandelt er die Entwicklung bis 1989, also dem Fall der Mauer und dem Ende der DDR. Dabei schildert er, wie es möglich wurde, die Teilung Deutschlands zu überwinden. Seiner Ansicht nach zeitigte das US-Rüstungsprogramm „Krieg der Sterne“ hier die entscheidende Wirkung: Bei dem Versuch, auch auf diesem Gebiet mit dem Feind gleichzuziehen, kollabierten zuerst die Wirtschaft der Sowjetunion und dann das ganze Riesenreich im Osten samt aller Satelliten-Regimes entlang des Eisernen Vorhangs, wodurch die aufmüpfigen Deutschen in der DDR die Wiedervereinigung gegen alle Widerstände im In- und Ausland ertrotzen konnten.

Anschließend kommt dann das zur Sprache, was nach dem angeblichen „Ende der Geschichte“ durch das Auslaufen des Kalten Krieges passierte. Hier konzentriert sich Roewer auf die letztendlich gescheiterten Versuche der USA, zur alleinigen Weltmacht aufzusteigen. Dieses Vorhaben misslang trotz einer ganzen Kette von Kriegen rund um den Globus, weil das wiedererstarkte Russland und die neue asiatische Weltmacht China in immer stärkerem Maße Paroli boten.

Für die Bundesrepublik birgt das laut Roewer nun die Gefahr, einerseits zwischen den USA und Russland zerrieben zu werden und andererseits wieder einmal – wie schon vor den Weltkriegen Eins und Zwei – zum wirtschaftlichen Hauptkonkurrenten Amerikas aufzusteigen, dessen Höhenflug durch allerlei Machinationen gestoppt werden muss. Deshalb, so der Verfasser, sei es regelrecht selbstmörderisch, wenn sich die unter einem zunehmenden Linksdrall sowie Realitätsverlust leidende, herrschende Elite hierzulande jetzt auch noch „mit Hilfe der Einwanderung von asiatischen und afrikanischen Analphabeten anschickt, die deutsche Nation aufzulösen.“

So wie Roewer das Ganze darstellt, wird die hochkomplexe Entwicklung der letzten Jahrzehnte sehr viel verständlicher und man durchschaut die Strategien der „Spielmacher“ diesseits und jenseits des großen Teiches. Sein Buch kann also quasi als Kompass durch die Zeitgeschichte seit 1945 dienen. Ebenso bietet es reichlich Argumentationsmaterial, wenn es darum geht, dem einen oder anderen aufgeblasen-besserwisserisch auftretenden Reeducation-Opfer die Augen zu öffnen. Darüber hinaus kann der nicht mehr ganz junge Leser das von ihm selbst durchlebte Geschehen der letzten Jahrzehnte noch einmal in aller Ruhe aus der Meta-Perspektive Revue passieren lassen.

Alles in allem also ein großer Wurf und eine im höchsten Maße empfehlenswerte Lektüre: Manchmal sind aller guten Dinge wirklich Drei!

Dr. Wolfgang Kaufmann (Dresden)

Helmut Roewer: *Unterwegs zur Weltherrschaft. Band 3: 1945 bis heute. Warum das US-Imperium so lange bei uns Erfolg hatte, jedoch an der Umerziehung der Ostdeutschen scheiterte, Scidinge Hall, Tübingen 2018. 487 Seiten, broschiert, 24,95 Euro.*

Wir danken ganz herzlich allen Spendern des Jahres 2019!

Dies sind namentlich:

Adolphi, Gunnar, Büchenbach
Agurks, Wolfgang, Prien
v. Alkier, Christian, Friedrichsdorf-Köppern
Ambrosy, Werner, Unterhaching
Auer, Ortrun und Dieter, Salem
August, Reinhard, Rosenheim
Balzer, Hans Georg (†), Groß Körös
Baring Liegnitz, Gerold, Mainz
Bauer, Ruth, Augsburg
Baugstatt, Manfred, Görlitz
Becker, Erika (*keine Wohnortangabe*)
Behrend, Konrad, Berlin
Bendel, Hildegard, München
Bethke, Gerhard, Gunzenhausen
Dr. Beutner, Bärbel, Unna
Böld, Pia und Friedrich-Wilhelm, Augsburg
Bohl, Kurt, St. Peter (Schwarz w)
Brandes, Bernd, Hann. Münden
Brandis-Zerbe, Heidi, Teltow
Braun, Jürgen, Schornbach (Württ)
Breuer, Gudrun und Hartmut, Ingolstadt
Bühnemann, Margrit, Oberhaching
Buslaps, Renate und Reiner, Butzbach-Kirch Gons
Claaßen, Käthe und Karl-Heinz, Fröndenberg
Claaßen, Sonja und Rainer, Wülfershausen (Saale)
Conrad, Siegfried, Saarbrücken
Czichy, Ulrich, Burghausen (Obb.)
Danowski, Barbara und Dr. Jürgen, Ansbach
Dauskardt, Bernd, Hollenstedt
Dettki, Monika und Norbert, Themar
Doll, Carmen und Manfred, Waiblingen-Hohenacker
Dreher, Ingeborg und Siegfried, Großhansdorf
Eiding, Tino, Bad Sulza
Elders, Bert, Assen/Niederlande
Emmrich, Qiao und Holger, Buchbach
Engel, Dieter (*keine Wohnortangabe*)
Engel, Josef, Olsberg
Englert, Ilse und Heinrich, Esselbach
Erling, Maria und Wolfhard, Mantel (Oberpf)
Evertsbusch, Ingeborg, Ansbach
Ewert, Ursula, Memmingerberg
Ferner, Edmund, Burg (Fehmarn)
Prof. Dr. Fischer, Erik, Dortmund
Frodl, Gisela, Erlangen
Fröhlich, Ernst, Augsburg
Gabriel, Heribert, Eggenfelden
Gans, Michael, Großbardorf
Geiger, Hubert, Immendingen
v. Gersdorff, Leuther, Otterfing
Gleisl, Edith, München
Götz, Peter, Wülfershausen a. d. Saale
v. Gottberg, Wilhelm, Schnega

Gottschalk, Emmy und Siegfried, Landsberg (Lech)
Gratze, Felix (*keine Wohnortangabe*)
Grode, Inge, Wört
Gröning, Jörg-Michael, Erlangen
Grunert, Klaus, Altenstadt (Wetterau)
Gütthe, Helmut, Bochum
Dr. Gust, Erika, Bad Mergentheim
Haase, Werner, Steingaden
Harz, Gerda, Nürnberg
Haydn, Ralf, München
Henke, Jürgen, Kerpen
Holz, Bruno, Alteglofsheim
Hunger, Ilse, Reutlingen
Jaedtke, Heinz, Hohenroth
Jahns, Markus, Lubasch (Prov. Posen)
Janzen, Gerda und Werner, Fröndenberg
Kaldun, Peter, Fürstenfeldbruck
Kannengießler, Helga und Fred, Eschborn
Köhler, Wolfgang, Nürnberg
Koepke, Wolfgang, Garmisch-Partenkirchen
Kosuch, Hans-Georg, Coburg
Krause, Christian, München
Kreuer, Wilhelm, Unkel (Rhein)
Krohn, Gisela und Albert, Würzburg
Krohn, Reinhard, München
Kudczinski, Brigitte u. Hansjürgen, München
Kühne-Reschke, Jutta und **Kühne**, Erhard, Bad Mergentheim
Kurze, Regina, Aschaffenburg
Labuhn, Ingrid, Chemnitz
Lausch, Erika, München
Leinhäupl, Ingrid und Gerhard, Vilsheim
Linda, Marek, Langweid
Lindemuth, Meta und Horst, Weissach i. T.
Loos, Ralf, Gunzenhausen
Lüftner-Hack, Monika, Schirmitz
Lüttich, Uta, Stuttgart
Lux, Claus, Kitzingen
Mattner, Ute und Helmut, Bieberehren-Klingen
Meikis, Hans Günter, Karlsfeld
Meissner, Gerhard, Deggendorf
Melchior, Christian, Kornwestheim
Melchior, Reinhard, Leutenbach (Württ)
Messer, Elly und Herbert, Bad Feilnbach
Morgner, Hannelore und Siegfried, Weischlitz
Mross, Dora, Tolkemit-Dünhöfen
Naporra, Helmut, Dollnstein
Nau, Ruth (*keine Wohnortangabe*)
Neubert, Björn, Ribnitz-Damgarten
Neumann, Heinz, Neuburg a. d. Donau
Neuwirth, Brigitta, Bruckmühl
Norden, Elfriede und Horst, Raduhn i. Meckl.
Oppermann, Krystyna und Jens, Leba i. Pom.
Oswaldt, Harry, Drestedt

Patz, Gustav und Waltraud, Kitzingen
Peconik, Ursula und Wolfgang, Oberschwarzach
Pekrul, Jörn, Frankfurt (M)
Pezzei, Rosemarie, Hirschaid
Piepereit, Helga und Volkmarr, Ammerndorf
Plorin, Klaus, Rückersdorf (Mittelfr)
Prause, Elfriede, Lohr (Main)
Dr. Quoß, Kurt, Gunzenhausen
Raab, Michael, Bad Königshofen i. Gr.
Ramer, Lydia und Erwin, Hallstadt-Dörfleins
Ratensperger, Guntram, Barkelsby
Ratza-Potrykus, Heidrun, Bonn
Dr. Rein, Hans G.
Reusch, Heribert, Schonungen
Roski, Werner
Samel, Hans-Dieter, Themar
Schattauer, Edith und Norbert, Wanna
Scheuring, Joachim, Hollstadt
Schiewek, Karin und Wolfgang, Waiblingen-Hohenacker
Schladitz, Marianne, Berlin
Schleußner, Lieselotte und Klaus, Staschwitz
Schliedermann, Helga und Peter, Nürnberg
Schrader, Friedrich, Oberkochen
Schroeder, Ernst, Waal
Schröter, Harald, Hauzenberg
Schurr, Torsten, Zapel i. Meckl.
Schwarz, Waldemar, Ingolstadt
Schwarze, Gabriele, Hamburg
Seyb, Renate, München
Sobotta, Paul, Voerde-Friedrichsfeld
Solski, Marzena und Marek, Mauden Kr. Allenstein-Land

Dr. Spatz, Christopher, Bremen
Dr. Spilgies, Günter, Dormagen
Stabe, Christoph, Haar (b. München)
Starosta, Christel und Helmut, Hof (Saale)
Starosta, Jutta, Hof (Saale)
Stiel, Dietrich, Bad Wörishofen
Stolle, Rüdiger, Eggolsheim
Storath, Christian, Wülfershausen a. d. Saale
Strotkötter, Jochen, Ertstadt-Erp
Sucheck, Ewa und Zenon, Zuckau-Pempau (Westpr)
Teuber, Bruno, Euskirchen
Thiel, Vera, Stade
Thum, Renate und Klaus-Jürgen, Parey
Uschald, Anita und Norbert, Weiden (Opf)
Völkel, Felicitas und Horst, Büchlberg
Vohland, Audlind, Marburg (Lahn)
Vollerthun, Erwin, Krumbach
Weingart, Peter, Landshut (Bay)
Wermuth, Annette, Pullach
Werr, Gerhard, Bad Aibling
Westphal, Erwin, Grub a. Forst
Wilken, Schwester Gudrun, Gunzenhausen
Wilkowski, Georg, Würzburg
Winkler, Rosemarie und Georg, Buchen (Odw)
Wörler, Dorothea und Franz, Rödelsee
Zander, Lydia und Horst, Schimmerwitz-Wald Kr. Lauenburg/Pom.
Zander, Otto, Blankenfelde-Mahlow
Prof. Dr. h.c. Zimmer, Konrad, Königsberg (Ufr)
Zimmermann, Monika (keine Wohnortangabe)
Zirkwitz, Ellen und Hans-Walter, Düsseldorf

Wir danken außerdem:

**der A.-E.-Johann-Gesellschaft mit Sitz in Knüllwald (Hessen),
den Kreisgruppen Ansbach, Augsburg, Coburg, Ingolstadt, Kitzingen, Landshut, München,
Nürnberg, Reutlingen, Rosenheim, Straubing und Unna,
dem Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen,
dem Westpreußischen Landesmuseum in Warendorf,
sowie allen Spendern, die nicht namentlich genannt werden wollten.**

Liebe Landsleute, liebe Leser,



wir sagen DANKE – für Ihre Treue, für Ihre Spenden, für Ihre Unterstützung jeglicher Art!

Ihre Landesvorstände Christoph M. Stabe, Pia Lingner-Böld, Rüdiger Stolle, Rainer Claaßen

Kulturzentrum Ostpreußen

im Deutschordensschloß Ellingen/Bay.

Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm 2020

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

Noch bis	30.08.2020	Wilhelm Voigt aus Tilsit - der Hauptmann von Köpenick
17.05.2020		Internationaler Museumstag
05.09.2020 - 21.02.2021		Gruß aus ... Ostpreußen. Bunte Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit
24.10.2020		Sammler- und Tauschtreffen - Postgeschichte und Philatelie
21./22.11.2020		25. Bunter Herbstmarkt

Kabinettausstellungen

Januar-Mai 2020	Geschichte des Rundfunks in Ostpreußen
Juni-August 2020	Ostpreußische Baudenkmäler und Landschaften Kohle- und Tuschezeichnungen von Ernst v. Glasow
September-Dezember 2020	Johann Gottfried Herder aus Mohrungen in Ostpreußen - Sein Leben in Bildern und Dokumenten

Ausstellungen in Ostpreußen

Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte in

Pr. Holland, Schloß

Lyck, Wasserturm

Lötzen, Festung Boyen

Johannisburg, Städt. Kulturhaus

Saalfeld, Stadt- und Gemeindeverwaltung

Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus

Goldap, Haus der Heimat

Rastenburg, I. Liceum

Ganzjährig

**Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur
Ostpreußens im neuen Altvaterturm
auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald**

Kulturzentrum Ostpreußen • Schloßstr. 9 • 91792 Ellingen/Bay.

Öffnungszeiten: Dienstag – Sonntag 10 – 12 und 13 – 17 Uhr (April – September)

10 – 12 und 13 – 16 Uhr (Oktober – März)

Telefon 09141-8644-0

info@kulturzentrum-ostpreussen.de

Telefax 09141-8644-14

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen

- Änderungen vorbehalten -

PREUSSEN  **KURIER**

Herausgeber: Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Landesgruppe Bayern e.V.

Postanschrift: Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg

V.i.S.d.P.: Christoph M. Stabe, Rainer Claaßen (Schriftleitung)

E-Post: info@low-bayern.de

Netz-Information: www.low-bayern.de, www.facebook.com/LOWBayern

Spendenkonto:

IBAN: DE21 7015 0000 0080 1325 58 / BIC: SSKMDEMXXX